



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Die Plattform DuDa als digitaler Third Place gegen Einsamkeit?
Eine qualitative Untersuchung aus der Perspektive von
Menschen mit Behinderung

verfasst von | submitted by
Annalena Eisfeld

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2026

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Petra Herczeg Privatdoz.

Kurzfassung

Menschen mit Behinderung sind häufiger von Einsamkeit betroffen, während sie aufgrund struktureller Hürden weniger Möglichkeiten haben, niederschwellig auf Begegnungsangebote zurückzugreifen. Gleichzeitig sind ihre Perspektiven in der Forschung weiterhin unterrepräsentiert.

„DuDa“ ist ein an Menschen mit Behinderung gerichteter digitaler Kommunikationsraum. Diese Masterarbeit analysiert, wie die in DuDa aktiven Personen ihre Beziehungen innerhalb des digitalen Raumes gestalten und inwiefern sich die regelmäßige Teilnahme am Angebot auf das Einsamkeitserleben der Teilnehmenden auswirken kann. Zudem wird ein Vergleich mit den Charakteristika von Third Places gezogen.

Methodisch basiert die Arbeit auf leitfadengestützten Interviews mit zehn erwachsenen DuDa-Nutzer*innen. Die anschließende qualitative Analyse erfolgte entlang von drei Forschungsfragen zur Beziehungsgestaltung im Online-Raum, zu den potenziellen Auswirkungen auf das Einsamkeitserleben und zur Einordnung von DuDa als digitaler Third Place.

Die Ergebnisse zeigen, dass DuDa unter seinen regelmäßigen Besuchenden unterschiedlich enge soziale Bindungen ermöglicht. Die hohe Nutzungsfrequenz lässt eine erfahrungsbasierte Gemeinschaft entstehen, in der Selbstbestimmung und gegenseitige Wertschätzung zentral sind. Die Beziehungen reichen dabei allerdings selten über den Online-Kontext hinaus. Dennoch wird DuDa als sozialer Bezugs- und Ankerpunkt erlebt, der Sicherheit und Struktur im Alltag bietet. Dadurch kann relationale Einsamkeit abgeschwächt werden. Die Abhängigkeit von technischer Infrastruktur und sprachbasierter Kommunikation zeigt jedoch Grenzen auf. Hinsichtlich der Third-Place-Charakteristika wird deutlich, dass zielgruppenspezifische Anpassungen die Wahrnehmung als Third Place fördern können. Dazu zählen Schutz statt vollständiger Offenheit und aktive Moderation statt völliger Rollenfreiheit. Kritisch bleibt die Gefahr, durch voraussetzungsreiche digitale Anwendungen Ausschlüsse zu reproduzieren, ohne die bestehenden systemischen Exklusionstendenzen herauszufordern. Daran zeigt sich, dass digitale Begegnungsräume reale Teilhabe nicht ersetzen können.

Die Arbeit leistet damit einen Beitrag zum Verständnis digitaler sozialer Räume im Kontext von Behinderung und Einsamkeit und zeigt Potenziale sowie Grenzen digitaler Teilhabeformate auf.

Abstract

People with disabilities experience loneliness more frequently, while structural barriers limit their opportunities for accessible opportunities for social participation. At the same time, they remain underrepresented in research.

“DuDa” is a digital communication platform aimed at people with disabilities. This master’s thesis explores how the users of DuDa shape their relationships within the digital space and in what way their regular participation affects their experience of loneliness. It also examines, to what extent it can function as a Third Place.

Methodologically, the study is based on semi-structured interviews with ten adult DuDa users. The subsequent qualitative analysis followed three research questions regarding relationship formation in the online space, the potential effects on the experience of loneliness, and the classification of DuDa as a digital Third Place.

The results show that DuDa fosters social connections of varying degrees of closeness among its regular users. Using the platform frequently fosters an experience-based community in which self-determination and mutual appreciation are key aspects. However, these relationships rarely extend beyond the online context. Nevertheless, DuDa is experienced as a social reference point and anchor that offers security and structure in everyday life. This can help alleviate relational loneliness. However, its dependence on technical infrastructure and language-based communication reveals certain limitations. With regard to Third Place characteristics, target-group-specific adaptations can enhance the perception of DuDa as a Third Place. These include security rather than complete openness and active moderation rather than complete freedom from roles. A critical risk remains that digital applications with high entry barriers may reproduce exclusion without challenging existing systemic exclusionary tendencies. This demonstrates that digital social spaces cannot replace real-world participation.

Overall, this thesis contributes to the understanding of digital social spaces in the context of disability and loneliness, while highlighting both potentials and limitations of digital participatory formats.

Dank

An dieser Stelle möchte ich mich bei den vielen Menschen bedanken, die mich im Prozess der Erstellung dieser Arbeit begleitet und unterstützt haben. Allen voran gilt mein Dank den Teilnehmenden meiner Interviews, die sich Zeit für mein Anliegen genommen haben. Ich konnte durch diese aufschlussreichen und interessanten, jedoch zum Teil auch belastenden und höchst persönlichen Gespräche nicht nur spannende Ergebnisse für diese Arbeit erzielen, sondern auch für mich und mein Leben einiges mitnehmen. Entsprechend danke ich euch für eure Zeit, Geduld und die Offenheit, mit mir über sensible Themen zu sprechen.

Ein großer Dank geht auch an das Team der Caritas Wien, mit dem ich im Rahmen des DuDa-Projekts zusammenarbeiten durfte! Eure Arbeit ist fantastisch und wird so dringend gebraucht. Ich wünsche euch persönlich und professionell, dass ihr eure überlegte und dennoch lebendige, strukturierte und dennoch empathische, eure besonnene und dennoch energische Art zu Arbeiten beibehaltet.

Danke auch an meine Betreuerin Mag. Dr. Herczeg, die mich immer wieder auf den Boden der Tatsachen brachte. Ohne Ihre Klarheit und den guten Zuspruch hätte ich mich vermutlich an so mancher Stelle verzettelt und wäre nicht mit so viel Leichtigkeit durch den Schreibprozess gekommen.

Zu guter Letzt möchte ich mich auch bei meinen Eltern, meinem Partner und meinen Freund*innen bedanken. Danke Mama und Papa, dass ihr mir immer seit jeher die Freiheit gelassen habt, meinen eigenen Weg zu gehen und mich darin bestärkt habt, an ihn und mich zu glauben. Danke Stephan, dass du mich immer wieder aufgefangen hast, wenn das Ziel, diese Arbeit abzugeben, viel zu weit weg schien. Und zuletzt danke an jene Freundinnen und Freunde, die mich mental durch diese Arbeit getragen haben. Gerade an diejenigen, die zur selben Zeit in derselben Situation waren: wir haben das zusammen geschafft!

Hinweis zu gendersensibler Sprache

In der vorliegenden Arbeit wurde auf einen diskriminierungsfreien und genderinklusiven Sprachgebrauch geachtet. Den Empfehlungen der Universität folgend wurde der Genderstern* verwendet, um die Diversität der Geschlechter sprachlich zu repräsentieren. Die verwendeten Begriffe sollen geschlechtsunabhängig verstanden werden.

Inhaltsverzeichnis

Die Plattform DuDa als digitaler Third Place gegen Einsamkeit? Eine qualitative Untersuchung aus der Perspektive von Menschen mit Behinderung..... 1

1 Hintergrund und Einführung 1

- 1.1 Problemstellung und Relevanz 2
- 1.2 Zielsetzung und Forschungsfragen..... 4
- 1.3 Methode..... 5
- 1.4 Hinweis zur Nutzung von KI..... 6
- 1.5 Aufbau der Arbeit..... 6

2 Theoretischer Rahmen..... 7

- 2.1 Behinderung 7
 - 2.1.1 Das Soziale Modell von Behinderung 8
 - 2.1.2 Zum Begriff „Menschen mit Behinderung“ 9
- 2.2 Einsamkeit..... 10
 - 2.2.1 Definition und Abgrenzung..... 11
 - 2.2.2 Dimensionen sozialer Einsamkeit 12
- 2.3 Third Places 14

3 Forschungsstand..... 15

- 3.1 Implikationen von Einsamkeit..... 16
 - 3.1.1 Mikroebene: Individuelle Folgen von Einsamkeit 16
 - 3.1.2 Mesoebene: Soziale Folgen von Einsamkeit 17
 - 3.1.3 Makroebene: Gesellschaftliche Folgen von Einsamkeit..... 18
- 3.2 Protektive Faktoren und Präventionsansätze gegen Einsamkeit 19
- 3.3. Menschen mit Behinderung im Kontext von Einsamkeit..... 21
- 3.4 Digitale Kommunikation und Einsamkeit bei Menschen mit Behinderung 24
- 3.5 Third Places als soziale Räume 27
 - 3.5.1 Übertragung des Third-Place-Konzepts in den digitalen Raum 30
 - 3.5.2 Online Third Places und Wohlbefinden 32
 - 3.5.3 Medientheoretische Perspektive auf Online Third Places 35

4 Empirische Untersuchung 38

- 4.1 Untersuchungsgegenstand: die Plattform DuDa..... 38
- 4.2 Methodisches Vorgehen 39
- 4.3 Besonderheiten und Zugang..... 40
 - 4.3.1 Menschen mit Behinderung in der qualitativen Sozialforschung..... 40
 - 4.3.2 Methodische und kommunikative Sensibilität im Interview 41
 - 4.3.3 Reflexion der Rolle der Forscherin 43

4.4 Datenerhebung und Analyse.....	44
4.4.1 Durchführung der Interviews	44
4.4.2 Datenauswertung	47
5 Ergebnisse	49
5.1 Übersicht über die Interviewpartner*innen	49
5.2 Soziales Netz und Einsamkeit unter DuDa Teilnehmenden.....	50
5.3 Zwischenmenschliche Beziehungen im DuDa-Raum	52
5.3.1 Tiefe der Beziehungen.....	52
5.3.2 Zugehörigkeit und Gruppengefühl	54
5.3.3 Soziale Zusammensetzung und Dynamik der Gruppe.....	55
5.4 Funktionen des DuDa-Raums aus Perspektive der Teilnehmenden.....	56
5.4.1 Selbstbestimmte Teilhabe.....	56
5.4.2 Mitgestaltung und Selbstverwirklichung.....	57
5.5 Struktur und Atmosphäre im DuDa-Raum.....	58
5.5.1 Stimmung und soziale Zusammensetzung	59
5.5.2 Zugänglichkeit des Online-Formats	60
5.5.3 Wahrnehmung von Sicherheit und Schutz	61
5.6 Wirkungen des DuDa-Raums.....	62
5.6.1 Emotionale Entlastung und Resonanz	62
5.6.2 Strukturierung des Alltags.....	64
5.7 Grenzen und Entwicklungsbedarfe.....	65
6 Diskussion	67
6.1 Soziale Beziehungen im DuDa-Raum.....	67
6.1.1 Beziehungsarten	68
6.1.2 Gruppenerleben	69
6.1.3 Partizipation und Mitgestaltung	70
6.1.4 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 1	72
6.2 Bedeutung von DuDa hinsichtlich des Einsamkeitserlebens seiner Nutzenden.....	73
6.2.1 Einsamkeit unter den DuDa-Teilnehmenden	73
6.2.2 Mehrdimensionalität der Einsamkeit.....	75
6.2.3 Entlastung durch Wahrnehmung und gegenseitige Unterstützung.....	77
6.2.4 Strukturegebendes Element im Alltag.....	78
6.2.5 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 2	80
6.3 DuDa als digitaler Third Place	81
6.3.1 DuDa als gemeinschaftlicher Raum	81
6.3.2 DuDa als flexibler und alltagsnaher Entlastungsraum	84
6.3.3 DuDa als ambivalente Kompensation exkludierender Sozialräume	85

6.3.4 DuDa als sicher erlebter Raum – eine Ergänzung zum Oldenburgschen Modell	87
6.3.5 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 3	89
6.4 Limitationen	90
7 Fazit und Ausblick	91
Literaturverzeichnis.....	96
Anhang	121
Interviewanfrage.....	121
Interview-Leitfaden.....	123
Kodierregeln.....	128

Die Plattform DuDa als digitaler Third Place gegen Einsamkeit? Eine qualitative Untersuchung aus der Perspektive von Menschen mit Behinderung

1 Hintergrund und Einführung

“Without community, there is no liberation [...] but community must not mean a shedding of our differences, nor the pathetic pretense that these differences do not exist” - Audre Lorde (1979, S. 112)

Die häufig als „Black feminist, lesbian, poet, mother, warrior“ beschriebene Audre Lorde betont, wie eng die Verbindung zwischen Mensch und seiner Gemeinschaft ist (The Audre Lorde Project, o. J.). Dabei bedeutet das Miteinander nicht die Auflösung unserer Individualität, sondern die gegenseitige Anerkennung unserer Unterschiede. So pointiert Lorde diesen Gedanken formuliert, so wenig neu ist sein Kern: Diskussionen über die Bedeutung von Gemeinschaft und sozialer Eingebundenheit finden sich bereits in antiken Philosophien; als sozialwissenschaftliches Konzept wird das Thema seit dem 19. Jahrhundert systematisch behandelt (Streb, o. J.).

Heute ergänzen neurowissenschaftliche Untersuchungen das Themenfeld um eine empirische Perspektive. Eisenberger et al. (2003) zeigen, dass unfreiwilliges Alleinsein wehtut – und zwar nicht nur im metaphorischen Sinne. Sie fanden heraus, dass soziale Ausgrenzung ähnliche Hirnareale aktiviert, wie physischer Schmerz und vom menschlichen Organismus als reale Bedrohung verarbeitet wird.

Und dennoch scheinen diese und zahlreiche weitere Erkenntnisse, unabhängig davon, ob sie aus soziologischen Abhandlungen, politischen Aufrufen oder wissenschaftlichen Publikationen stammen, nicht auszureichen, um zu verhindern, dass Einsamkeit zunehmend vom Einzelphänomen zur gesamtgesellschaftlichen Herausforderung wird. Die Weltgesundheitsorganisation erfasst im Bericht „From loneliness to social connection“, dass zwischen 2014 und 2023 weltweit jede sechste Person angab, sich einsam zu fühlen, wobei es für marginalisierte Personengruppen noch wahrscheinlicher ist, soziale Unverbundenheit zu erfahren (World Health Organization, 2024). Die Einrichtung von Ministerien für Einsamkeit, wie es sie seit 2018 in Großbritannien und seit 2021 in Japan gibt, ebenso wie die Publikation nationaler Strategiepapiere oder von NGOs geschaffene Plattformen gegen Einsamkeit betonen die strukturelle Dimension des Themas (Hahn, 2019; Lill, 2024; BMFSFJ, 2023; Social City Wien, o. J.).

Neue Evidenzen tragen auch zur Erklärung dazu bei, warum es die Einsamkeit vom individuellen Problem auf die politische Agenda geschafft hat: Sie ist positiv mit der Unterstützung populistischer und radikal rechter Parteien sowie mit geringerem politischem Vertrauen assoziiert. Daher besitzt Einsamkeit neben den individuellen und strukturellen Ebenen ebenfalls eine demokratietheoretisch relevante Dimension (Langenkamp, 2023; Peterson et al., 2025).

Menschen mit Behinderung (MmB) zählen zu den eben zitierten marginalisierten Bevölkerungsgruppen. Auch sie sind überdurchschnittlich häufig von sozialer Isolation betroffen. Individuelle Einschränkungen, institutionelle Wohn- und Arbeitsbedingungen, gesellschaftliche Stigmatisierung sowie mangelnde Barrierefreiheit wirken zusätzlich exkludierend, was es MmB erschweren kann, diesen Zustand zu verändern (Gilmore & Cuskelly, 2014; Harrison, 2021).

Vor diesem Hintergrund eröffnet sich die Frage, welche alternativen sozialen Räume für einsamkeitsbetroffene MmB niederschwellig erreichbar sind und potenziell kompensatorisch wirken können – zumindest so lange, bis sich die gesellschaftlichen Bedingungen grundlegend verändern. Digitale Plattformen scheinen aufgrund ihrer Funktion als virtuelle Kommunikationsräume zunächst als naheliegende Option. Betrachtet man den Zusammenhang zwischen sozialen Onlinemedien und Einsamkeit, zeichnet sich jedoch kein eindeutiges Bild. Während Untersuchungen zwar darauf hindeuten, dass das individuelle Einsamkeitserleben mit erhöhtem Konsum sozialer Medien zusammenhängt, lassen sich Ursache und Wirkung des Phänomens dennoch schwer bestimmen (Primack et al., 2017). Entsprechend wird deutlich, dass zur Beantwortung der Frage, ob virtuelle Kommunikationsräume die Funktionen klassischer sozialer Treffpunkte übernehmen können, eine differenzierte Betrachtung spezifischer digitaler Räume für spezifische Zielgruppen in unterschiedlichen Lebenslagen notwendig ist.

Als „Third Places“ werden soziale Umgebungen jenseits von Arbeitsplatz und Wohnort bezeichnet, die niederschwellige Begegnungen und Austausch ermöglichen (Oldenburg, 2023). Für manche Wiener*innen kann das das „Stammbeisl“ oder das Lieblingscaféhaus sein, für andere eine Bibliothek, die örtliche Kirche oder das Vereinsheim. Der namensprägende Soziologe Oldenburg beschreibt solche dritten Orte als spielerische Form sozialer Begegnung, Harald Welzer bezeichnet sie als „gelebte Gegenwartsutopie“ (Oldenburg & Brissett, 1982; SRF Kultur Sternstunden, 2025).

Während das Konzept der dritten Orte traditionell auf physische Plätze angewendet wird, stellt sich im Zuge der zunehmenden Durchdringung unserer Lebenswelt durch das Digitale die Frage, ob und inwiefern virtuelle Kommunikationsräume ähnliche Funktionen erfüllen können – insbesondere für bislang weniger beforschte Gruppen wie Menschen mit Behinderung. Außerdem ist ein Blick auf die genaue Ausgestaltung solcher Räume relevant, damit gerade Zielgruppen wie MmB, denen die Teilhabe an klassischen Third Places häufig erschwert wird, davon profitieren können.

Die vorliegende Arbeit untersucht die digitale Plattform „DuDa“ der Caritas Wien. DuDa ist ein auf Videotelefonate basierender moderierter Raum zum Austausch und zur Freizeitgestaltung, dessen Angebot sich an Menschen mit Behinderungen oder Lernschwierigkeiten richtet. Ziel der Untersuchung ist es zu ergründen, ob DuDa als digitaler sozialer Raum Merkmale eines Third Places aufweisen und dazu beitragen kann, das Einsamkeitserleben der Zielgruppe zu beeinflussen.

1.1 Problemstellung und Relevanz

DuDa ist ein kleines, zum Zeitpunkt der Erstellung dieser Arbeit vom Innovationsfonds von „Licht ins Dunkel“ als Fördergeber abhängiges Projekt. Es richtet sich an eine häufig als schwer zu erreichend beschriebene Zielgruppe. Dazu wird versucht, das Theoriekonstrukt eines Soziologen aus einer Zeit, die aus heutiger Perspektive erstaunlich analog erscheint, in Verbindung mit einem modernen, digitalen Raum zu bringen. Warum dieses Vorhaben? Warum sich – methodisch, theoretisch und praktisch – auf ein Feld begeben, das an so vielen Stellen Reibung erzeugt? Neben persönlicher Motivation und der Überzeugung, dass der einfachste Weg nicht immer der interessanteste ist, sprechen auch die empirischen Befunde für die Relevanz des Vorhabens.

Zum Ersten sind MmB in der Forschung, wie in anderen Feldern, unterrepräsentiert. Zapfel et al. (2019) zeigen, dass Akademiker*innen mit Schwerbehinderung in deutschen Forschungsbetrieben deutlich schlechtere Aussichten auf eine wissenschaftliche Karriere haben als Personen ohne Behinderung. Auch international zeichnet sich ein ähnliches Bild: obwohl 26% der Amerikaner*innen mit einer Behinderung leben, liegt der Anteil von MmB unter den Studierenden der Lebenswissenschaften bei nur 18% MmB; lediglich 10% erhalten einen Abschluss ihres Studienfachs (Gin et al., 2022).

Parallel dazu reproduziert der Wissenschaftsbetrieb eine grundlegende Herausforderung gelingender Partizipation. Forschung wird häufig nur „über“ die Betroffenen anstatt „mit“ ihnen betrieben. Für Personen mit Behinderungen bedeutet das, dass sie in vielen

Projekten nicht als Co-Forschende beteiligt sind, sondern in erster Linie die Rolle der Untersuchungssubjekte einnehmen. Auch werden MmB oftmals lediglich in Studien inkludiert, weil ihre Behinderung an sich von Forschungsinteresse ist; jedoch wird sie wesentlich seltener als demografische Strukturkategorie in Untersuchungen mit anderem Fokus mitgedacht (Williams & Moore, 2011). Entscheiden sich Forschende dennoch für den Einbezug von MmB, stoßen sie innerhalb der standardisierten Methodenauswahl und Erhebungsinstrumente häufig auf weitere Hürden. Da diese nicht immer entsprechend gestaltet sind, dass sie die besonderen kommunikativen Bedarfe von MmB berücksichtigen, können die Ergebnisse auch nur unter Annahme gewisser Verzerrungen präsentiert werden (Pennacchia et al., 2025).

Dabei sind die Vorteile inklusiver Forschung hinreichend belegt. Sie ermöglicht die Entwicklung relevanterer Fragestellungen, steigert die Qualität durch gegenseitiges Lernen und fördert die Selbstermächtigung der einbezogenen Personengruppe. Dennoch scheinen wissenschaftliche Co-Kreationen weiterhin die „Road Less Well-Travelled“, also die Ausnahme zu sein (O’Brien et al., 2022, S. 1). Bleiben marginalisierte Gruppen wie MmB von Forschung ausgeschlossen, können sie folglich auch nur eingeschränkt von ihren Ergebnissen profitieren:

“The systematic exclusion of people with communication disabilities from relevant qualitative research has a significant impact on knowledge generation and limits the development of effective evidence-based practices” (Pennacchia et al., 2025, S. 2).

Parallel zu den beschriebenen Exklusionsmechanismen im wissenschaftlichen Kontext rücken Einsamkeit und die Suche nach Begegnungsmöglichkeiten zunehmend in den Fokus gesellschaftlicher Diskussionen. Gerade hinsichtlich MmB zeigt die Forschung, dass diese Personengruppe noch stärker als die Durchschnittsbevölkerung von Erfahrungen sozialer Isolation betroffen ist (Carnazzo et al., 2018; Emerson et al., 2020; Ipsen & Repke, 2022). Die Frage nach geeigneten Räumen sozialer Teilhabe stellt sich für sie daher umso drängender.

Auf der Suche nach Antworten auf die Frage, wie wieder mehr Verbindung zueinander geschaffen werden kann, nimmt die Forschung unter anderem Third Places in den Blick. Dabei zeigen Untersuchungen wie die von Aldrich et al. (2023), dass Orte, die bisher als Third Places verstanden werden, nicht zwangsläufig inklusiv gedacht sind. Vielmehr können sie sogar neue Formen sozialen Ausschlusses produzieren, wodurch auch die

Frage, unter welchen Bedingungen solche Räume tatsächlich Teilhabe ermöglichen, in den Fokus gerät.

Neben der wissenschaftlichen Bedeutung weist diese Arbeit hohe gesellschaftliche Relevanz auf. Wenn soziale Räume sich in hybride oder digitale Kontexte verschieben, wird auch darüber entschieden, wer an ihnen teilhaben kann und wer nicht. Wenn das Internet das häufig formulierte Versprechen hinsichtlich mehr Teilhabe erfüllen und die digitale Zukunft inklusiv mit gerechten Zugangsmöglichkeiten ausgestaltet werden soll, bedarf es einer konsequenten Auseinandersetzung mit marginalisierten Perspektiven sowie der Bereitschaft, auch herausfordernde Forschungsvorhaben umzusetzen.

1.2 Zielsetzung und Forschungsfragen

Im Rahmen dieser Masterarbeit wird untersucht, ob und wie virtuelle Kommunikationsräume als sogenannte Third Places fungieren und Einsamkeit bei Menschen mit Behinderung beeinflussen können. Dafür wird die Plattform „DuDa“ der Caritas Wien aus Perspektive ihrer Nutzer*innen analysiert.

Zugrundeliegend wird von Einsamkeit als subjektiver, universeller emotionaler Erfahrung ausgegangen, welche schwerwiegende physische und psychische Folgen mit sich bringen kann (Perlman & Peplau, 1981; Holt-Lunstad et al., 2010). MmB stellen eine besonders vulnerable Betroffenheitsgruppe für Einsamkeit dar (Buecker et al., 2021; BMFSFJ, 2024).

Virtuelle Third Places, angelehnt an Oldenburg, sind digitale Treffpunkte für informelle Interaktionen und bieten potenziell neue Wege, soziale Isolation zu verringern, da sie soziale Beziehungen unabhängig von geografischen oder physischen Beschränkungen ermöglichen. Für die Untersuchungsgruppe MmB erscheint das im Besonderen relevant (Oldenburg, 2023; Steinkuehler & Williams, 2006; Chadwick et al., 2022; Soukup, 2006). Auch wenn die Forschung zu virtuellen Third Places bislang noch begrenzt ist, deuten bestehende Studien darauf hin, dass sie informelle Begegnungen ermöglichen und als Plattform für den Aufbau sozialer Netzwerke dienen können, was sich positiv auf das Gemeinschafts- und Zugehörigkeitsgefühl auswirkt (Markiewicz, 2019; Bargh & McKenna, 2004). Während einige Studien darauf hinweisen, dass moderne Technologien soziale Isolation kompensieren können (Petrova & Schulz, 2022), heben andere hervor, dass digitale Kommunikation nicht alle Dimensionen direkter analoger Interaktionen vollständig ersetzt (Hall et al., 2021; Verduyn et al., 2017). Dieses komplexe und ambivalente Verhältnis unterstreicht die Notwendigkeit, die konkreten Bedingungen zu

identifizieren, unter denen virtuelle Räume das Wohlbefinden fördern und Einsamkeit lindern können.

Das Ziel dieser Masterarbeit ist es, die sozialen Funktionen der Plattform DuDa dahingehend zu betrachten, inwiefern sie die Eigenschaften eines Third Places aufweist und welche Bedeutung ihr von den Nutzer*innen im Kontext von Einsamkeit zugeschrieben wird.

Entsprechend dieser Zielsetzung wurden folgende Forschungsfragen entwickelt:

- FF1: Wie erleben und gestalten Menschen mit Behinderung ihre sozialen Interaktionen und Beziehungen innerhalb des DuDa-Raums?
- FF2: Welche Bedeutung messen die Nutzer*innen dem DuDa-Raum im Kontext ihres persönlichen Einsamkeitserlebens bei?
- FF3: Inwiefern weist der digitale Kommunikationsraum DuDa aus der Perspektive seiner Nutzer*innen charakteristische Merkmale eines Third Places auf?

1.3 Methode

Um diese Fragen adäquat zu beantworten, wurde ein qualitatives Forschungsdesign mit semistrukturierten Leitfadeninterviews gewählt. Die Herangehensweise ist bewusst explorativ angelegt, weil die Arbeit auf ein tiefergehendes Verständnis der subjektiven Erfahrungen und Lebenswelten der teilnehmenden Menschen abzielt. Gerade erlebte Ambivalenzen oder Zwischentöne, welche im Kontext von vulnerablen Themen wie Einsamkeit und Zugehörigkeit aber auch dem Leben mit der eigenen Behinderung erwartbar sind, lassen sich nur begrenzt normieren und schwer in vorgegebenen Skalen abbilden (Flick et al., 2017; Helfferich, 2014).

Zehn Interviews mit regelmäßigen Nutzer*innen der Plattform DuDa bilden im Sinne des „purposive samplings“ die Stichprobe (Hennink et al., 2020, S. 92). Den Regeln der qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz folgend, wurden die Interviewtranskripte anschließend sowohl deduktiv als auch induktiv kodiert (Kuckartz, 2018). Aus diesen Ergebnissen wurde nach ausführlicher Darstellung unter Rückbezug auf die Theorie die Diskussion entwickelt.

1.4 Hinweis zur Nutzung von KI

In dieser Masterarbeit wurden KI-gestützte Werkzeuge zur Literaturrecherche (Elicit), zur sprachlichen Überarbeitung und zur formalen Kontrolle von Zitierangaben genutzt (ChatGPT/GPT-5.5). Die inhaltliche Konzeption, die wissenschaftliche Argumentation sowie die Ergebnisauswertung und -interpretation erfolgten ohne die Zuhilfenahme künstlicher Intelligenz. Die Verantwortung für den gesamten Inhalt liegt bei der Autorin.

1.5 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Masterarbeit ist mit sieben Kapiteln in einen theoretischen und einen empirischen Teil gegliedert. Im ersten Abschnitt werden zentrale Konzepte zu den drei relevanten Forschungsgebieten vorgestellt. Das umfasst eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Behinderung, dem Phänomen der Einsamkeit und dessen Abgrenzung sowie eine Einführung in das Konzept der Third Places. Der daran anschließende Forschungsstand reichert die theoretischen Konstrukte mit aktuellen Forschungsergebnissen an. Dabei werden zunächst die Folgen von Einsamkeit auf individueller, sozialer und gesellschaftlicher Ebene beleuchtet und Schutzfaktoren, die gegen sie wirken können, betrachtet. Anschließend wird genauer auf die besonderen Bedingungen von MmB im Kontext von Einsamkeit eingegangen und die Chancen und Grenzen der Digitalisierung in diesem Zusammenhang diskutiert. Weiterhin wird die Forschungsliteratur zu Third Places und deren Funktionen als soziale Räume sowohl im analogen als auch im virtuellen Raum vorgestellt und um medientheoretische Perspektiven ergänzt.

Den Auftakt des zweiten, empirischen Teils der Arbeit bildet die Beschreibung des Untersuchungsgegenstandes, gefolgt von einer Darstellung des methodischen Vorgehens, einer qualitativen Untersuchung mithilfe von Interviews. Besondere Aufmerksamkeit wird hier auch den forschungspraktischen Aspekten im Umgang mit MmB und dem sensiblen Thema Einsamkeit geschenkt. Auch die Rolle der Forscherin wird an dieser Stelle kritisch reflektiert. Nach einer Beschreibung des Interviewleitfadens wird genauer auf die Datenerhebung und die anschließende Auswertung eingegangen, gefolgt von der Präsentation der Ergebnisse. Der Ergebnisteil ist entlang der für die Beantwortung der Forschungsfragen relevantesten Kategorien strukturiert. Abschließend werden die Ergebnisse systematisch mit dem theoretischen Hintergrund zusammengeführt und im Hinblick auf die Forschungsfragen ausführlich diskutiert. Dabei werden zunächst die sozialen Beziehungen im DuDa-Raum, anschließend die Bedeutung von DuDa im

Kontext des Einsamkeitserlebens und zuletzt die Einordnung von DuDa als digitaler Third Place betrachtet. Die Arbeit schließt mit einem Fazit und Ausblick, in dem die zentralen Erkenntnisse zusammengeführt und mögliche Implikationen für Forschung und Praxis angeführt werden.

2 Theoretischer Rahmen

Im folgenden Kapitel wird der theoretische Rahmen gespannt, der als Grundlage dafür dient, zu verstehen, inwiefern digitale Räume für MmB bei der Bewältigung ihrer Einsamkeitserfahrungen hilfreich sein können. Dafür wird zunächst versucht, den komplexen Begriff „Behinderung“ zu definieren, wobei das soziale Modell im Vordergrund steht. Anschließend folgt eine konzeptionelle und begriffliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Einsamkeit sowie dem Konzept der Third Places nach Oldenburg. Die im Theorieteil dargestellten Konzepte werden im nachfolgenden Forschungsstand durch aktuelle empirische Befunde weiter konkretisiert.

2.1 Behinderung

„In our view, it is society which disables... Disability is something imposed on top of our impairments, by the way we are unnecessarily isolated and excluded from full participation in society.” (UPIAS, 1976, S. 4)

Die Frage, wer als „Mensch mit Behinderung“ gilt, lässt sich trotz unterschiedlich angelegter Definitionen der Weltgesundheitsorganisation (ICF – Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit) oder der Vereinten Nationen (UN-Behindertenrechtskonvention) nicht einheitlich und abschließend beantworten.

Einerseits wird der Begriff in verschiedenen Disziplinen wie Medizin, Psychologie, Recht, Soziologie und Pädagogik unterschiedlich verwendet und definiert (Bleidick & Hagemeister, 1998; Gottwald, 2019; United Nations, 2006; World Health Organization, 2001). Andererseits sind auch die Grenzen zwischen Behinderung und Nicht-Behinderung oft fließend (Köbsell, 2023). In wissenschaftlichen und politischen Kontexten haben sich verschiedene Perspektiven herausgebildet, darunter individuelle, soziale und kulturelle Sichtweisen, welche jeweils unterschiedliche Schwerpunkte setzen (Waldschmidt, 2005). Ein knapper historischer Überblick soll nachfolgend die wichtigsten Entwicklungen ebenso wie aktuelle theoretische Positionen skizzieren und

damit zum grundlegenden Verständnis von Behinderung als einer der Grundpfeiler dieser Arbeit beitragen.

2.1.1 Das Soziale Modell von Behinderung

Der Diskurs rund um die gegenwärtige Definition von Behinderung ist eng mit den Machtstrukturen und vorherrschenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ideen der jeweiligen Zeit verwoben (Humpage, 2007). Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden MmB konsequent „institutionalisiert“, also in staatliche oder kirchliche Einrichtungen eingewiesen, um den Angehörigen mehr Raum für Erwerbsarbeit zu verschaffen. Darauf folgte zwischen 1900 und 1945, zeitgleich mit dem Aufkommen der Eugenik, eine Periode, in welcher Beeinträchtigungen als medizinisch lösbares „Problem“ aufgefasst wurden (Humpage, 2007; Igeltjörn & Habib, 2020). Daran schloss sich die Rehabilitationsphase (Jenks, 2019) an, deren Ansatz impliziert, dass

“...impairment is a misfortune or a tragedy, that disabled people's problems stem mainly or exclusively from their impairment, that rehabilitation - or restoration to as near as normal functioning as possible - must be the desired goal, and that people with impairment are dependent, limited, objects of pity” (Thomas, 1999, S. 17).

Seit den 1970er Jahren hat sich in den Sozialwissenschaften, nicht zuletzt aufgrund der aufstrebenden Disability Studies und öffentlicher Demonstrationen, das soziale Modell von Behinderung etabliert. Damit wurde auch das medizinische Modell zunehmend verdrängt (Egen & Waldhoff, 2023). Die Sichtweise des sozialen Modells von Behinderung stellte aus soziologischer Perspektive einen Paradigmenwechsel, aus Betroffenen-sicht einen Befreiungsschlag dar: Im Zentrum der Betrachtung steht nun nicht mehr die individuelle „Defekte“ oder die Vorstellung, es gelte eine Person mit Behinderung zu „heilen“ oder „anzupassen“ (Köbsell, 2010, S. 17). Stattdessen werden die Bedingungen, unter denen das Behindert-*werden* entsteht, in den Fokus genommen (Köbsell, 2010). Die Idee basiert auf dem konstruktivistischen Denkansatz, der Behinderung nicht als „naturwüchsig entstandenes Phänomen“ oder individuelles Defizit ansieht, sondern als etwas, was erst durch „soziale Interaktion und Kommunikation“ zum Vorschein tritt und insbesondere durch die Ermöglichung oder Be- bzw. Verhinderung von Teilhabe sichtbar wird (Jantzen 2007, S. 18). Zentral ist in diesem Modell, dass Behinderung nicht die direkte Folge individueller und eventuell behandelbarer Beeinträchtigungen ist, sondern durch gesellschaftliche Verhältnisse entsteht, welche festlegen, was als „normal“ gilt (Köbsell, 2023, o. S.).

„Ob eine bestimmte Eigenschaft bzw. deren Fehlen als „Behinderung“ bewertet wird, ist somit relativ bzw. von den Normalitätsvorstellungen einer Gesellschaft abhängig, die kulturell verschieden sein bzw. sich im historischen Verlauf verändern können“ (Köbsell, 2023, o. S.).

Man *ist* also nicht behindert, sondern *wird* es aufgrund sozialer Bedingungen, wie Umweltbarrieren oder struktureller Diskriminierung (Jantzen, 2007; Köbsell, 2023). Entsprechend ist es die Gesellschaft, die Veränderungen anstoßen kann, um menschengemachte, behindernde Strukturen zu bekämpfen (Köbsell, 2010).

Das soziale Modell der Behinderung ist weithin angenommen und rezipiert worden. Unter anderen definiert die UN-Behindertenrechtskonvention auf dieser Basis MmB in Art. 1 als Personen,

„die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können“ (BMSGKP, 2016, S. 6).

Kritik erfährt die Sichtweise dennoch, da sie die körperliche Beeinträchtigung an sich und damit einhergehende Erfahrungen weitestgehend ausklammert. Ebenso werden andere Strukturkategorien wie *Race* oder Armut, welche zu weiterer Ausgrenzung führen, nicht berücksichtigt. Diesen Punkten zufolge hat sich das kulturelle Modell von Behinderung entwickelt. Darauf soll in dieser Arbeit jedoch nicht weiter eingegangen werden, da der Fokus primär auf strukturellen und alltagspraktischen Bedingungen von Partizipation und nicht deren kulturellen Konstruktionen liegt (Waldschmidt, 2005).

2.1.2 Zum Begriff „Menschen mit Behinderung“

Die Bezeichnung von Menschen mit Behinderung durchläuft seit jeher Anpassungs- und Veränderungsprozesse in „einem Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdkategorisierung“ (Schweden, 2025, S. 2). Dieser Prozess spiegelt das jeweilige gesellschaftliche Verständnis gegenüber MmB sowie soziale Werte und Normen wider (BMSGKP, 2016; Egen & Gutenbrunner, 2021).

In dieser Arbeit wird eine gegenwärtige, im deutschsprachigen Kontext häufig von Selbstvertretungsorganisationen empfohlene Sprachpraxis verwendet und auf einen Überblick über veraltete Begriffsalternativen verzichtet, um keine Worte, die nicht mehr dem aktuellen politischen Stand entsprechen, zu reproduzieren. Entsprechend wird der

Begriff „Mensch(en) mit Behinderung“ oder die Abkürzung MmB genutzt. Damit können sowohl Personen mit körperlichen, geistigen oder seelischen Beeinträchtigungen sowie jene mit Lernschwierigkeiten gemeint sein (Sozialministeriumservice, o. J.).

Der Begriff folgt dem Person-First-Ansatz, welcher den Menschen als Subjekt und nicht seine Behinderung in den Vordergrund stellt. Im Gegensatz zu verkürzenden oder potenziell stigmatisierenden Begrifflichkeiten impliziert er außerdem, dass die Behinderung nur ein Aspekt unter vielen ist, die den Menschen, der damit lebt, ausmachen und nicht sein dominierendes Merkmal darstellt (Diakonie Österreich, 2021). Durch die Person-First-Bezeichnung soll zumindest sprachlich vermieden werden, dass die vielfältige Gruppe von MmB auf ein einziges Homogenitätsmerkmal reduziert wird (Diakonie Österreich, 2021). Dies unterstreicht die Diversität der Lebenswelten und kann inklusive Perspektiven stärken (YWCA Spokane, 2023).

Die Betitelung wird von verschiedenen deutschsprachigen Institutionen angewandt und empfohlen, darunter Amnesty International, die Lebenshilfe oder myAbility (Amnesty International Schweiz, 2021; Lebenshilfe Österreich, o.J.; myAbility, 2023).

2.2 Einsamkeit

Menschliches Leben ist ohne soziale Beziehungen kaum denkbar. Die Fähigkeiten, im großen Maßstab über den engen Kreis der Verwandtschaft hinaus zu kooperieren und gruppenorientiert zu denken sind es unter anderem, die uns von den Menschenaffen, unseren nächsten Verwandten unterscheiden. Die Evolutionspsychologie zeigt, dass Bindungen innerhalb von Gruppen und gemeinsames Handeln zu den wichtigsten Voraussetzungen für das Überleben und den “Erfolg” unserer Spezies zählen (Neu & Vogel, 2024). Davon ausgehend lässt sich auch erklären, warum wir moralische Werte entwickeln und altruistisches Verhalten als bedeutsam erachten (Tomasello, 2014).

Sich zugehörig und verbunden zu fühlen, trägt entscheidend zum persönlichen Wohlbefinden bei. Die Überwindung der Einsamkeit ist eine grundlegende menschliche Motivation und kann, parallel zu Hunger und Durst des Körpers, als eindeutiges Signal der Psyche verstanden werden: Sie sichert das menschliche Überleben (Baumeister & Leary, 1995; Cacioppo & Hawkey, 2009). Aus dieser zentralen Bedeutung ergibt sich der Bedarf einer umfassenden Analyse der Einsamkeit und ihrer Dimensionen.

2.2.1 Definition und Abgrenzung

In der Forschungsliteratur existieren mehrere Definitionen von Einsamkeit, die jeweils unterschiedliche Facetten des Phänomens hervorheben. Die wohl meistzitierte Beschreibung sieht Einsamkeit als einen subjektiv erlebten, negativ wahrgenommenen und emotional belastenden Zustand. Im Gegensatz zum objektiven, oft freiwilligen Zustand des „Alleinseins“ ist Einsamkeit ein in der Regel unfreiwillig erlebtes Phänomen, das sich in einer Kombination unangenehmer Gefühle wie Ängstlichkeit, Traurigkeit, Wut oder Verzweiflung äußern kann (Gentry & Palmer, 2021). Sie entsteht, wenn eine Diskrepanz zwischen den tatsächlich bestehenden und den gewünschten oder erwarteten sozialen Beziehungen empfunden wird (Gierveld, 1987; Cacioppo & Cacioppo, 2018). Perlman und Peplau (1981, S. 31) fassen dies so zusammen:

„the unpleasant experience that occurs when a person’s network of social relations is deficient in some important way, either quantitatively or qualitatively“.

Ein quantitativer Mangel liegt dann vor, wenn man weniger Freund*innen hat, als man sich wünscht; ein qualitativer Mangel hingegen, wenn die Wertigkeit oder Tiefe der Beziehungen als unzureichend empfunden wird. Auch das Vorhandensein oder Fehlen eines Partners oder einer Partnerin hat erheblichen Einfluss auf das Erleben von Einsamkeit (Gierveld & Van Tilburg, 2006). Ob und unter welchen Bedingungen eine Person Einsamkeit wahrnimmt, ist subjektiv – selbst bei vergleichbaren sozialen Voraussetzungen. Wie viele und welche Art von Beziehungen jemand für das persönliche Wohlbefinden benötigt, hängt wiederum von zahlreichen Faktoren ab (Luhmann, 2022). Neben genetischer Prädisposition und Persönlichkeitsmerkmalen gehören auch die Anzahl und Qualität familiärer Beziehungen und Freundschaften sowie das Engagement in Vereinen, der Kirche oder anderen Formen der Freiwilligenarbeit zu den Einflussfaktoren.

Darüber hinaus variiert die individuelle Wahrnehmung der eigenen Einsamkeitssituation je nach kulturellem Kontext. Während die Abwesenheit von Familienmitgliedern in kollektivistisch orientierten Kulturkreisen ein stärkerer Prädiktor hinsichtlich des Einsamkeitserlebens ist, sind in individualistischen Gesellschaften eher die erreichbaren Freund*innen ausschlaggebend (Lykes & Kemmelmeier, 2013).

Damit wird bereits deutlich, dass Einsamkeit immer als Verhältnisgleichung gedacht werden muss. In der Psychologie wird deshalb auch zwischen objektiver sozialer Isolation – also der faktischen Abwesenheit sozialer Kontakte – und der subjektiv erlebten

Einsamkeit unterschieden, wobei diese Dimensionen nicht systematisch korrelieren (Coyle & Dugan, 2012). Das bedeutet, dass Einsamkeit nur eine mögliche Folge eines kleinen oder nicht vorhandenen Beziehungsnetzwerkes ist, aber nicht zwangsläufig daraus resultiert. Soziale Isolation kann zudem selbstgewählt sein und wird nicht immer als etwas Negatives eingeordnet (Wang et al., 2017). Das Alleinsein hingegen ist ein vorübergehender Zustand, welcher zunächst wertungsfrei ist und je nach Umständen und persönlicher Wahrnehmung positiv oder negativ empfunden werden kann (Birditt et al., 2018). Entsprechend darf Einsamkeit nicht mit dem Alleinsein oder objektiver Isolation, ebenso wenig wie mit psychischen Erkrankungen wie beispielsweise einer Sozialphobie gleichgesetzt werden (De Jong Gierveld & Van Tilburg, 2006; Ma et al., 2020; Petri, 2021).

2.2.2 Dimensionen sozialer Einsamkeit

Für die wissenschaftliche Untersuchung wird das Phänomen Einsamkeit häufig weiter – wenn auch mit leicht abweichenden Bezeichnungen – in drei Kategorien unterteilt, die im Folgenden ausführlicher beschrieben werden sollen. Diese Dreiteilung basiert auf der Annahme, dass der Mensch verschiedene Typen von Beziehungen braucht, um unterschiedliche Bedürfnisse zu erfüllen und hinsichtlich seines Soziallebens Zufriedenheit zu verspüren. So wie ein Ehepartner oder -partnerin keine Vereinszugehörigkeit ersetzt oder eine große Gruppe von Freund*innen nicht immer das Bedürfnis nach tiefgreifender emotionaler Verbundenheit befriedigen kann, existieren auch die drei Einsamkeitsdimensionen unabhängig voneinander und müssen differenziert betrachtet werden (Luhmann, 2022; Hawkey et al., 2005; Cacioppo et al., 2015).

Intime (nach Cacioppo et al., 2015) oder emotionale (nach Weiss, 1973) Einsamkeit bezeichnet fehlende intime Verbundenheit, emotionale Nähe und Unterstützung. Es existiert häufig keine enge Bezugsperson, wie etwa einen Partner oder eine Partnerin, der oder die emotionale Unterstützung bietet. Entsprechend zeigen Studien, dass der Familienstand der wichtigste Indikator für diese Art von Einsamkeit ist (z. B. Cacioppo & Patrick, 2008; Hawkey et al., 2005).

Relationale oder soziale Einsamkeit umfasst das Fehlen eines guten Freundes- und Bekanntenkreises bzw. eines ausreichend großen sozialen Netzwerkes, mit dem regelmäßig kommuniziert wird und wo gegenseitige Unterstützung gefunden wird (Weiss, 1973). Obwohl die Qualität und nicht die Quantität der Freundschaften ausschlaggebend für die erlebte Einsamkeit ist, stellt die Frequenz, mit der eine Person

mit anderen aus ihrem vertrauten Kreis Kontakt hat, den größten negativen Prädiktor dieser Form von Einsamkeit dar (Hawkley et al., 2005; Hawkley et al., 2008).

Zuletzt zeigt sich die kollektive Einsamkeit in der „outermost social layer“ der persönlichen sozialen Kreise, wie Dunbar (2014, S. 111) sie beschreibt, oder in den „weak ties“, wie Granovetter (1973, S. 1360) sie bezeichnet. Identifikation mit mehreren größeren sozialen Gruppen wie Vereinen oder Religionsgemeinschaften minimiert auf dieser Ebene das Einsamkeitserleben am stärksten (Cacioppo et al., 2015; Hawkley et al., 2005; Neu & Vogel, 2024). Abbildung 1 zeigt die verschiedenen Bezeichnungen der Dimensionen von Einsamkeit.

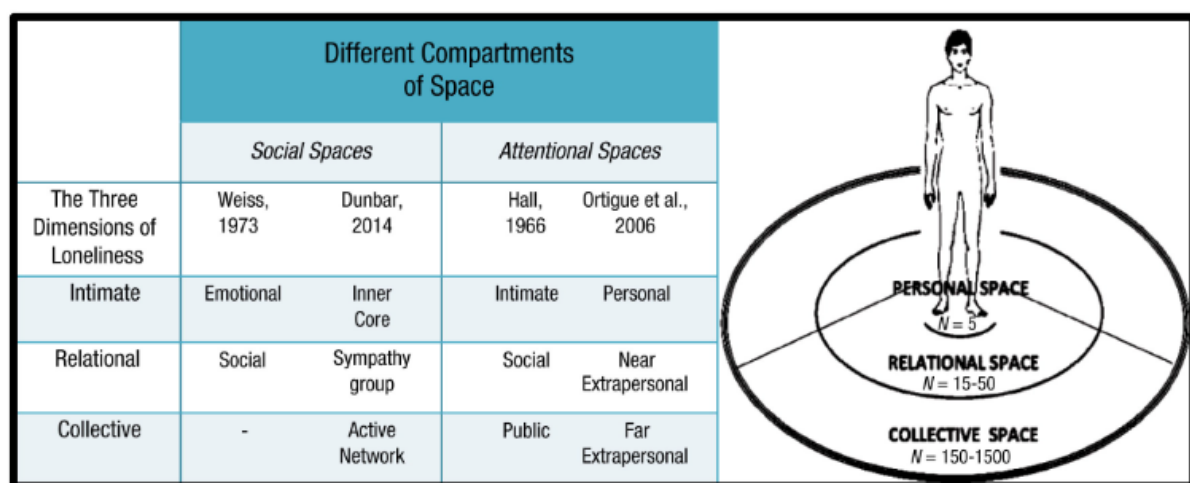


Abbildung 1: Dimensionen der Einsamkeit und korrespondierende soziale Ebenen (Cacioppo et al., 2015)

Eine weitere Möglichkeit, die Formen von Einsamkeit zu differenzieren, liegt in der Einführung einer Zeitsachse. Unter Rückgriff auf Young (1982) unterscheidet Luhmann (2022) Young drei Zustände: die vorübergehende Einsamkeit, welche nur eine kurze Episode ist, die situative Einsamkeit, welche durch Umbrüche im sozialen Umfeld ausgelöst wird sowie die chronische Einsamkeit. Chronifiziert sich Einsamkeit, erhöht sich die „Wachsamkeit“ (hypervigilance) der betroffenen Person (Cacioppo & Hawkley, 2009, S.7). Sie schätzt nun auch objektiv harmlose Situationen als bedrohlich ein. Um infolgedessen das Gefühl der Bedrohung zu vermeiden, zieht sie sich weiter aus sozialen Situationen zurück, was wiederum die tatsächliche soziale Isolation befördert (Cacioppo & Hawkley, 2009).

Zur empirischen Messung von Einsamkeit wird häufig die UCLA Loneliness Scale eingesetzt, deren gekürzte Version drei Items umfasst, die auf (fehlende) Gesellschaft, (unzureichende) soziale Eingebundenheit und soziale Isolation abzielen. In diesen Fragen

finden sich auch die drei genannten Dimensionen intimer, relationaler und kollektiver Einsamkeit wieder. Als Antwortmöglichkeiten stehen drei Kategorien zur Verfügung, welche die Häufigkeit des Auftretens des Erlebens erfassen (Hughes et al., 2004). Daran lässt sich erkennen, dass Einsamkeit kein binäres Konstrukt, sondern eine kontinuierliche und mehrdimensionale Variable ist. Sie wird zudem häufig durch andere Konstrukte wie Zugehörigkeit oder soziale Integration abgebildet (Luhmann, 2022). Da Einsamkeit aus einem Zusammenspiel aus mangelnder Resonanz, Entfremdungsgefühlen und sozialer Distanz entsteht, sind entsprechend auch Studien, die Einsamkeit nicht direkt, sondern über verwandte Konstrukte messen, für diese Arbeit relevant.

Umgekehrt wird durch diese Betrachtungsweise deutlich, dass auch soziale Verbundenheit nicht eindimensional verstanden werden kann. Simplican et al. (2015) verstehen Inklusion von MmB in ihrem ökologischen Modell sozialer Netzwerke und Gemeinschaftsteilhabe als Zusammenspiel zwischen interpersonalen Beziehungen und der Teilhabe an einer Gruppe. Dabei wirken die beiden Dimensionen komplementär.

2.3 Third Places

Der Begriff „Third Place“ beschreibt Arenen des spontanen sozialen Austauschs, wie Bars, Cafés oder Bibliotheken. Er wurde wesentlich vom amerikanischen Soziologen Ray Oldenburg geprägt (Oldenburg & Brissett, 1982). Diese Orte befinden sich außerhalb des eigenen Zuhauses (first place) und des Arbeitsplatzes (second place) und können sozialen Austausch, Begegnung und Zugehörigkeit fördern. Third Places bieten laut seiner Vorstellung allen Menschen, unabhängig von ihrer sozialen oder wirtschaftlichen Stellung, die Möglichkeit für Erfahrungen und Beziehungen, die ihnen ohne sie verwehrt blieben. Es handelt sich um Orte, an denen keine Anforderungen an die eigene Rolle gestellt werden und die maßgeblich durch ihren sozialen Charakter und ihre Geselligkeit („pure sociability“) geprägt werden (Oldenburg & Brissett, 1982, S. 271). Third Places fördern interpersonellen Austausch, indem sie eine informelle, möglichst häufig und leicht zugängliche Umgebung schaffen, in der zwanglose Begegnung stattfinden kann (Körber-Stiftung, 2023).

Als Charakteristika von Third Places legt Oldenburg (2023) acht Merkmale fest. Zunächst gilt ein dritter Ort als „neutraler Boden“, auf dem sich alle Anwesenden wohlfühlen und niemand die Rolle des Gastgebers oder der Gastgeberin einnehmen muss (S. 24). Er wirkt als „Gleichmacher“, schließt niemanden aus und macht Teilhabe unabhängig von Status und Mitgliedschaft seiner Besuchenden (S. 26). Konversation ist die zentrale Aktivität

(S. 28). Außerdem gibt es Stammgäste (S. 36), was ihn in dem Sinne zugänglicher macht, dass sich Besucher*innen sicher sein können, regelmäßig auf bekannte Gesichter zu treffen. Entsprechend wird ein dritter Ort auch gerne allein aufgesucht (S. 34). Darüber ist die Stimmung spielerisch geprägt (S. 41), weshalb er sich in Verbindung mit seinem gemütlichen Charakter und der emotionalen Unterstützung, die dort erfahren werden kann, wie ein zweites Zuhause anfühlen kann (S. 42). Weiter hat ein Third Place laut Oldenburg ein „low profile“ (S. 39), womit Oldenburg beschreibt, dass die Besucher*innen nicht auf den ersten Blick durch die Erscheinung oder Einrichtung des Ortes beeindruckt werden. Dieser Faktor sowie der Umstand, dass weder ein formeller Zugang beschränkend wirkt noch bestimmte Erwartungen an die Besuchenden gestellt werden, senken wiederum die Nutzungshürden.

Third Places fungieren für den oder die Einzelne*n als Orte der Entspannung. Sie ermöglichen es, Abstand von den Herausforderungen zuhause und im Beruf zu nehmen und bieten ein Gemeinschaftsgefühl, ohne die enge Bindung an Vereine oder andere Organisationen eingehen zu müssen (Jeffres, 2009). Auf gesellschaftlicher Ebene können solche Orte Austausch und Zusammenhalt stärken sowie durch ihre öffentliche Zugänglichkeit ein Gefühl von Sicherheit vermitteln (Soukup, 2006). Als konzeptioneller Rahmen für Stadtplanende, Lokalpolitiker*innen, Psycholog*innen oder Sozialarbeiter*innen findet das Modell bis heute Anwendung in verschiedenen Kontexten (Bosman & Dolley, 2019; Körber-Stiftung, 2023).

3 Forschungsstand

Im Folgenden wird der aktuelle Forschungsstand in Hinblick auf die Beantwortung der Forschungsfragen dieser Arbeit dargestellt. Ziel ist es, zentrale empirische Befunde zu bündeln, die für die Analyse der Plattform DuDa als potenzieller digitaler Third Place relevant sind. Entsprechend wird zunächst betrachtet, welche Folgen Einsamkeit für das Individuum einerseits, für soziale Netze und ganze Gesellschaften andererseits hat. Darauf folgend werden Studienergebnisse zusammengefasst, welche sich mit Ansätzen, Einsamkeit zu verhindern oder zu verringern, beschäftigen. Weiterhin wird der Themenkomplex MmB in den Kontext von Einsamkeit und digitaler Teilhabe gebracht. Schließlich wird mithilfe des Einbezugs von Medientheorien noch konkreter auf die Bedingungen von Third Places im Online-Raum eingegangen. Mithilfe dieser breiten Matrix soll eine stabile Grundlage für die nachfolgende empirische Untersuchung geschaffen werden.

3.1 Implikationen von Einsamkeit

In der persönlichen Wahrnehmung wird Einsamkeit oft auf das Gefühl „Ich fühle mich so allein“ reduziert – vorausgesetzt, es wird dem stark stigmatisierten Thema überhaupt Raum gegeben. Dabei sind ihre Auswirkungen weitreichender und auf zahlreichen Ebenen angesiedelt. Sie betreffen nicht nur das individuelle Erleben, sondern auch das soziale Miteinander und die Gesellschaft als Ganzes. Auch wenn es der Rahmen dieser Arbeit nicht zulässt, die vielschichtigen Auswirkungen umfassend zu beleuchten, werden im Folgenden die relevantesten Forschungsergebnisse präsentiert sowie Strategien und Schutzfaktoren dargestellt, die helfen können, Einsamkeit zu verstehen und ihr entgegenzuwirken.

3.1.1 Mikroebene: Individuelle Folgen von Einsamkeit

Auf individueller Ebene sind die Ursachen von Einsamkeit schwer kausal zu bestimmen. Zwar gelten Armut, Migrationsgeschichte, Krankheit, Alter oder Behinderung als Risikofaktoren, doch resultieren aus denselben Voraussetzungen nicht immer dieselben Einsamkeitserfahrungen (Entringer, 2022).

Die Folgen hingegen sind gut beforscht. Auf psychischer Ebene wurde insbesondere der Zusammenhang mit Depressionen untersucht. Eine Langzeitstudie zeigte, dass Einsamkeit die Wahrscheinlichkeit, an Depressionen zu erkranken, maßgeblich erhöht. Umgekehrt können ebendiese Symptome später wieder Einsamkeitsgefühle befördern (Pearce et al., 2023). Das zeigt, dass Einsamkeit nicht nur Folge, sondern auch Ausgangspunkt weiterer Belastungen sein kann. Einen Erklärungsansatz liefern Baek et al. (2023), die zeigen, dass einsame Personen ihre Aufmerksamkeit auf andere Aspekte richten und Reize auf individuelle, oft von der sozialen Norm abweichende Weise interpretieren. Diese andere, durch variierende Erwartungen oder Präferenzen beeinflusste Verarbeitung führt dazu, dass sie sich in sozialen Gruppen weniger zugehörig oder fremd und gesellschaftlich abgehängt fühlen.

Auch bestehen Zusammenhänge mit Angststörungen, insbesondere mit sozialer Phobie (Lim et al., 2020) und Abhängigkeitserkrankungen (McInerney et al., 2023). Des Weiteren gilt Einsamkeit als Risikofaktor für den Abbau kognitiver Funktionen bis hin zu dementiellen Erkrankungen einschließlich Alzheimer (Tragantzopoulou & Giannouli, 2021).

Auf körperlicher Ebene fanden zahlreiche Studien Zusammenhänge zwischen dem chronischen Mangel an Zugehörigkeitsgefühl und negativen Effekten, die mit den Folgen

von Rauchen oder Übergewicht vergleichbar sind und sogar in einer erhöhten Mortalitätswahrscheinlichkeit resultieren können (Holt-Lunstad et al., 2010; Ingram et al., 2020). Dazu zählen beispielsweise Schlafstörungen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und sogar genetische Veränderungen (Hawkey & Cacioppo, 2010; Nonogaki et al., 2007).

3.1.2 Mesoebene: Soziale Folgen von Einsamkeit

Auch wenn es das Wort *Einsamkeit*, ebenso wie *soledad* oder *solitude* vermuten lassen, gehen ihre Folgen weit über den Kreis des oder der Einzelnen hinaus. In der Forschung zu Einsamkeitsprävention und -reduktion wird meist zwischen der subjektiven Qualität von Beziehungen und der Größe des persönlichen sozialen Netzwerkes unterschieden (Hawkey et al., 2008). Die bestehende Literatur behandelt dabei vor allem die engen, stetigen Verbindungen und deren Implikationen für Wohlbefinden, Zugehörigkeitsgefühl und Einsamkeit (Hawkey & Cacioppo, 2010). Es gibt jedoch immer mehr Hinweise darauf, dass ebenfalls „schwache“ soziale Kontakte, sogenannte „weak ties“, einen Einfluss auf das Erleben von Einsamkeit haben (Granovetter, 1973, S. 1360).

Ein Experiment von Epley und Schroeder (2014) verbildlicht die Bedeutung zwangloser Interaktionen: Sie bildeten drei Versuchsgruppen. Eine sollte am Weg zur Arbeit mit einer fremden Person im Zug ein Gespräch beginnen, während die zweite dies aktiv vermeiden sollte. Die Teilnehmer*innen in der dritten Gruppe sollten sich so wie gewohnt verhalten. Zuvor wurden die Erwartungen hinsichtlich ihrer dadurch erlebten Gefühle abgefragt. Es zeigte sich, dass diejenigen, die eine Konversation mit einer fremden Person geführt hatten, von einer signifikant positiveren Zugfahrt berichteten, als jene, die alleine blieben, obwohl sie zuvor das Gegenteil erwartet hatten. Sandstrom und Dunn (2014) kamen in ihrer Experimentenreihe zu einer ähnlichen Schlussfolgerung: Selbst kurze Gespräche mit Fremden, zum Beispiel in öffentlichen Verkehrsmitteln, können die Lebenszufriedenheit steigern.

Diese Befunde zeigen, dass die Nachbarschaft sowie Gelegenheitsstrukturen des Austausches das Einsamkeitserleben beeinflussen. Jede fünfte befragte amerikanische Person, die angibt, ihre Nachbarn nicht zu kennen, fühlt sich meist einsam oder isoliert. Das sind doppelt so viele wie diejenigen, die zumindest ein paar ihrer Nachbar*innen kennen (Pew Research Center, 2018). Insbesondere dort, wo es an Teilhabe- und Begegnungsorten fehlt, sinken die Gelegenheiten für soziale Kontakte und es entstehen Lücken im lokalen Beziehungsnetz.

Hinzu kommt, dass Einsamkeit selbst eine Art „soziale Ansteckung“ auslösen kann: Cacioppo et al. (2009) zeigen, dass sich Einsamkeit nicht zufällig verteilt, sondern entlang bestehender sozialer Verbindungen weitergegeben werden kann. Konkret steigt die Wahrscheinlichkeit, selbst Einsamkeit zu erleben, um etwa 40–65 %, wenn eine*r Bekannte*r einsam ist. Da sich einsame Menschen häufig distanzierter und pessimistischer gegenüber ihren Mitmenschen verhalten und sich aus Netzwerken sowie informellen Alltagskontakten zurückziehen, schwächen sich ihre Bindungen weiter ab – ein Prozess, der sich als selbstverstärkender Kreislauf beschreiben lässt (Cacioppo et al., 2009; Neu, 2022; Spanknebel et al., 2024). Infrastrukturell eingebettete Orte des sozialen Miteinanders können diesen Dynamiken entgegenwirken, indem sie niederschwellige Begegnung ermöglichen und dadurch jene Vereinsamungsprozesse unterbrechen (BMFSFJ, 2023).

3.1.3 Makroebene: Gesellschaftliche Folgen von Einsamkeit

In soziologischen Analysen gilt Einsamkeit häufig zugleich als Symptom und Treiber moderner Gesellschaften: Individualisierung, urbanisierte und beschleunigte Lebensweise sowie die Auflösung traditioneller Gemeinschafts- und Orientierungssysteme können mit dem Rückgang von Zugehörigkeit und stabilen sozialen Netzwerken einhergehen (Newiak, 2022). Statistisch zeigt sich seit den späten 1970er Jahren ein kontinuierlicher Anstieg des Einsamkeitsniveaus (Buecker et al., 2021). In industrialisierten Ländern ist rund ein Drittel der Bevölkerung betroffen, etwa ein Zwölftel schwer – Tendenz steigend (Cacioppo & Cacioppo, 2018). Zahlen aus dem Jahr 2025 zeigen, dass rund 28 % der österreichischen Bevölkerung sich im vergangenen Monat zumindest gelegentlich einsam gefühlt haben, etwa 8 % meist oder immer (BMASGK, 2025).

Insbesondere in Zeiten multipler Krisen kann der zuvor beschriebene Kreislauf aus negativer Erwartungshaltung und Wahrnehmung sozialer Interaktionen ausgelöst und verstärkt werden, wodurch Einsamkeit vom individuellen zum gesellschaftlichen Phänomen wird (Spanknebel et al., 2024). Zwar wird Einsamkeit zunehmend als gesundheitspolitische Herausforderung erkannt und Interventionen eingeleitet, dennoch bleiben die psychosozialen und demokratierelevanten Auswirkungen relevant. Einsamkeit korreliert signifikant mit einem Rückgang sozialen Engagements und verringerter Wahlbeteiligung (Langenkamp, 2021). Zudem besteht ein negativer Zusammenhang zwischen Einsamkeit und dem Gefühl gesellschaftlicher Eingebundenheit sowie dem Vertrauen in politische Institutionen (Langenkamp, 2023).

Jugendliche, die sich oft einsam und sozial nicht eingebunden fühlen, neigen eher dazu, Verschwörungstheorien zu glauben, autoritäre Haltungen zu befürworten und politische Gewalt zu billigen (Neu et al., 2022). Vergleichbare Zusammenhänge zeigen sich auch bei Erwachsenen, bei denen Einsamkeit unter anderem Gewaltbereitschaft und Rechtsextremismus verstärken kann (Ernst et al., 2024). Zusätzlich begegnen von Einsamkeit Betroffene sowohl ihren Mitmenschen als auch politischen Institutionen mit mehr Misstrauen und neigen verstärkt zur Abwertung anderer sozialer Gruppen (Neu & Vogel, 2024).

Von einer gesellschaftlichen Makroperspektive aus betrachtet können diese Effekte weitreichende Folgen haben: sie bedrohen den sozialen Zusammenhalt und gefährden langfristig die Stabilität demokratischer Systeme (Neu & Vogel, 2024). Gerade für Menschen, deren Teilhabemöglichkeiten ohnehin eingeschränkt sind, ist das relevant, weil Einsamkeit nicht nur Folge individueller Lücken im Beziehungssystem ist, sondern auch Konsequenz unzureichender gesellschaftlicher Einbindung sein kann.

3.2 Protektive Faktoren und Präventionsansätze gegen Einsamkeit

Aus diesen Befunden ergibt sich die Frage, welche Faktoren Einsamkeit vorbeugen oder ihr entgegenwirken können. Die Übersichtsarbeit von Alsarrani et al. (2022) zeigt, dass die erlebte Wertigkeit von Freundschaften, emotionale Nähe und Unterstützung, gegenseitiges Vertrauen und das Gefühl, verstanden zu werden, zentral für das Wohlbefinden sind. Dabei werden positive Peer-Beziehungen überwiegend mit geringeren Einsamkeitswerten und höherem subjektivem Wohlbefinden assoziiert. Daran schließen Samuels & Jeong (2024) an, die feststellten, dass das Gemeinschaftsgefühl als Vermittler in der Beziehung zwischen Einsamkeit und Wohlbefinden wirken kann und damit die Relevanz von gruppenbezogener Inklusion verdeutlichen.

Auch formelle soziale Strukturen, wie die Mitgliedschaft in Vereinen oder kirchlichen Organisationen, sind mit einem erhöhten Zugehörigkeitsgefühl verbunden (Kieckhaefer et al., 2023). Die Autor*innen betonen in ihrer Untersuchung auch die Rolle der Gesellschaft in der Schaffung von Teilhabestrukturen:

“Hence, societies offering more ample opportunities for participation in sports, religious, or social activities not only dampen loneliness and cognitive decline but also improve people’s resilience [...]” (Kieckhaefer et al., 2023, S. 4416)

Nyqvist et al. (2018) stützen diese Annahme, indem sie die Effekte unterschiedlich stark ausgebauter Wohlfahrtsstaaten verglichen. Sie weisen darauf hin, dass sozialstaatliche Strukturen wie dichte Vereinslandschaften und Pflegesysteme eine wichtige Rolle in der Einsamkeitsprävention spielen. Das wird dadurch erklärt, dass Risikofaktoren wie Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Armut in funktionierenden Wohlfahrtsstaaten besser abgedeckt werden und präventiv gegen Einsamkeit wirken.

Auch wie sinnbehaftet jemand das eigene Leben empfindet beeinflusst das Einsamkeitserleben. Da Sinn häufig über positive zwischenmenschliche Verbindungen entsteht, berichten Personen mit einem sozialen Netzwerk, in dem sie Unterstützung geben und empfangen können, öfter von einem stärkeren Lebenssinn. Mit zunehmendem Alter wird der Zusammenhang zwischen Lebenssinn und sozialer Unterstützung schwächer, während der Zusammenhang zwischen Lebenssinn und Einsamkeit stabil bleibt (Hill et al., 2023).

Daneben existieren Interventionen gegen Einsamkeit, welche auf mentaler Ebene ansetzen. Dazu zählen Übungen zur Veränderung negativer Gedankensätze über das Selbstbild, Emotionsregulation und Selbstwirksamkeit oder zum Trainieren sozialer Fähigkeiten. Die kognitive Verhaltenstherapie (cognitive behaviour therapy, CBT) umfasst mehrere dieser Ansätze und kann Einsamkeit verringern. Die Wirkung setzt dabei sowohl bei online als auch offline Trainings an (Cacioppo et al., 2013; Hickin et al., 2021; Rice et al., 2020). Einige Studien zeigen, dass solche mentalen Strategien effektiver wirken können als Interventionen, die auf Kontaktaufbau allein fokussiert sind (Masi et al., 2011).

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Präventions- und Interventionsansätze divers sind und auf unterschiedlichen Ebenen ansetzen. Umso kritischer müssen sie mit Blick auf die Lebensrealitäten von MmB betrachtet werden. Die unter 3.1.2 beschriebenen Experimente zeigen, dass selbst kurze, informelle Alltagsinteraktionen zur Reduktion von Einsamkeit beitragen können, was die Bedeutung alltäglicher Begegnungsräume unterstreicht. Dennoch sind sie, wie viele andere Studien, nicht ohne Weiteres auf jede Zielgruppe übertragbar. Um inklusiv wirksam zu sein, müssten sie, sowohl hinsichtlich der Gelegenheitsstrukturen, die sich MmB bieten oder ihnen verwehrt werden, als auch hinsichtlich ihrer niederschweligen Zugänglichkeit untersucht werden. Durch Behinderung entstandene Barrieren im Alltag – seien sie physischer, kognitiver oder sozialer Natur – können das Potenzial schwacher Bindungen

als Schutzfaktor gegen Einsamkeit erheblich einschränken (Bundesfachstelle Barrierefreiheit, o. J.).

3.3. Menschen mit Behinderung im Kontext von Einsamkeit

Für verschiedene soziale Gruppen wie Menschen mit psychischen Erkrankungen, Arbeitslose, Alleinstehende, Alleinwohnende oder Personen, die in Pflege- oder Alteinrichtungen leben, ist die Wahrscheinlichkeit höher, von Einsamkeit betroffen zu sein (BMFSFJ, 2024; Emerson et al., 2021; Ipsen & Repke, 2022). MmB sind ebenfalls besonders vulnerabel gegenüber sozialer Isolation und im Vergleich zu Menschen ohne Behinderungen häufiger von Einsamkeit, geringer sozialer Unterstützung und niedrigerem persönlichen Wohlbefinden betroffen (Carnazzo et al., 2018; Emerson et al., 2021; Ipsen & Repke, 2022).

Die Netzwerkgröße von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung beträgt laut einer Untersuchung rund 22 Personen, wobei in dieser Zahl bereits Assistenzpersonen und im Wohnumfeld professionell Tätige berücksichtigt sind. Werden diese nicht einberechnet, reduziert sich die Zahl auf zwei bis fünf (potentielle) Freund*innen (Forrester-Jones et al., 2006). Eine andere Übersichtsstudie kommt sogar nur auf 3,1 Kontakte, wobei auch von diesen mit einer Person eine Beziehung professioneller Art gepflegt wird (Verdonschot et al., 2009). Im Vergleich dazu wird die Netzwerkgröße von Personen ohne Behinderung häufig mit rund 100 Kontakten angegeben (Hill & Dunbar, 2003). Jüngere, alleinlebende Erwachsene mit Behinderung ohne Arbeit sind besonders stark betroffen (Emerson et al., 2021).

Die AIDA-Studie 2023 zeigt, dass MmB auf der Einsamkeitsskala höhere Werte erreichten als Menschen ohne Behinderung sowie Personen mit anderen Diversitätsmerkmalen, wie etwa Migrationshintergrund oder materieller Deprivation (Deutsches Jugendinstitut, 2024). Der angegebene Durchschnittswert der MmB lag bei 5,1 auf einer Skala von 3 = „selten“ bis 9 = „oft“, während er bei Menschen ohne Behinderung bei 4,5 lag, was ein um 13,3% höherer Wert ist. Auch Untersuchungen aus anderen Ländern wie die von Emerson et al. (2021) in England und von Ipsen und Repke (2022) in den USA durchgeführten, zeigen ein ähnliches Bild.

Trotz dieser alarmierenden Zahlen ist Einsamkeit im Kontext von Behinderung ein recht junges und bisher nicht ausreichend durchdrungenes Forschungsgebiet. Erst seit den späten 1980er Jahren beschäftigt sich die internationale Forschung damit. Noch immer mangelt es an Langzeitstudien und vergleichbarer Methodenverwendung (Margalit,

1994; Prosetzky, 2022). Dennoch lassen sich anhand der bestehenden Arbeiten diejenigen Faktoren identifizieren, die dafür sorgen, dass MmB einer höheren Prädisposition für Einsamkeit ausgesetzt sind.

Das Modell von Gilmore und Cuskelly (2014) erklärt drei sich reziprok beeinflussende Dimensionen als zentral (vgl. Abbildung 2). Erstens sind MmB häufig struktureller Segregation und institutionellem Ausschluss ausgesetzt, was negativen Vorurteile und geringe gesellschaftliche Erwartungen begünstigt. Wie die Kontakthypothese erklärt, lassen sich Vorurteile und Stigmatisierungen gegenüber einer Gruppenminorität unter bestimmten Bedingungen durch positiv erlebte Intergruppenkontakte verringern (Funk, 2020). Oftmals bleiben MmB, die im institutionellen Umfeld leben, jedoch überwiegend im Kreis der anderen Bewohner*innen und haben nur begrenzte Möglichkeiten, sich eigenständig ein soziales Netzwerk außerhalb der Einrichtung aufzubauen (Harrison et al., 2021). Entsprechend hat auch die Mehrheitsgesellschaft wenig alltägliche Anknüpfungspunkte, wie in der Schule oder am Arbeitsplatz, welche positive Erfahrungen ermöglichen und damit echte Inklusion verwirklichen könnten. Negative gesellschaftliche Einstellungen gegenüber MmB sind also nicht nur die Ursache der Segregation, sondern auch deren Folge (Prosetzky, 2022).



Abbildung 2: Wechselwirkungen zwischen sozialen Erwartungen, strukturellen Teilhabebeschränkungen und wahrgenommenen Fähigkeitsdefiziten bei Menschen mit (geistiger) Behinderung. (Gilmore & Cuskelly, 2014)

Der zweite Punkt in diesem selbstverstärkenden Kreislauf ist eng mit dem eben genannten verbunden und betrifft die eingeschränkten Möglichkeiten, soziale Beziehungen außerhalb professioneller Unterstützungskontexte aufzubauen. Mit dem Leben in Einrichtungen gehen für MmB geringere Chancen einher, soziale Kontakte zu knüpfen, welche dem Einsamkeitserleben vorbeugen könnten. Insbesondere die Interaktionen mit nicht behinderten Menschen sind – abgesehen von jenen professioneller Natur im Einrichtungskontext – häufig begrenzt (Spitzer, 2018; Tipton et al., 2013).

Während viele Erwachsene ohne Behinderung sozialen Austausch und Resonanz auch im Kontext ihrer Erwerbsarbeit erfahren, bleibt diese Möglichkeit MmB oft verwehrt, da sie überdurchschnittlich häufig von Arbeitslosigkeit betroffen sind (Prosetzky, 2022; Arbeitsmarktservice Österreich, 2025). Die geringe Entlohnung, die unter anderem auf die Anstellung in Werkstätten, in denen der Lohn nur knapp über 200 Euro im Monat liegt, zurückzuführen ist, schränkt wiederum die Zugangsmöglichkeiten zu Freizeitangeboten ein, wo Bekanntschaften entstehen könnten. Zu den strukturellen Faktoren, die dieses Ungleichgewicht befördern, zählen insbesondere eine erhöhte Arbeitslosenquote, Umweltbarrieren und damit einhergehend eine beschränkte Mobilität (Arbeitsmarktservice Österreich, 2025; Emerson et al., 2020; Gómez-Zúñiga & Armayones, 2023; Ipsen & Repke, 2022). Diese Einschränkungen werden zusätzlich durch gesellschaftliche Stigmatisierungen verstärkt (Goffman, 2018). Die abwertenden Zuschreibungen, die Kinder mit Behinderung bereits früh in ihr Selbstbild aufnehmen, können neben Selbstvertrauen und Rollenidentität auch ihr Vertrauen in andere sowie ihre Beziehungserfahrungen und ihre sozialen Netzwerke negativ beeinflussen (DCMS, 2025; Prosetzky, 2022).

Im Kontext kognitiver Behinderungen spielen auch die damit verbundenen Fähigkeitsdefizite sowie die sozialen Reaktionen darauf eine Rolle im Erleben von Einsamkeit. Mit unterschiedlichen kognitiven Behinderungen gehen unterschiedliche Muster im Sozial- und Kommunikationsverhalten einher. Sorgen diese Tendenzen dafür, dass die betroffenen Personen Schwierigkeiten damit haben, ihre sozialen Bedürfnisse eigenständig zu befriedigen, greifen sie häufig auf Kompensationsstrategien zurück, welche als gesellschaftlich abweichend oder problematisch wahrgenommen werden. Dadurch kann sich die bestehende Isolation weiter verstärken:

„Die Verknüpfung unterentwickelter Emotionsregulation und als sozial unangemessen bewerteter Verhaltensweisen begünstigt das Risiko chronischer Einsamkeit. Auf

den Punkt gebracht, kann das soziale Umfeld, wenn es ablehnend reagiert, die neuronal bedingten Schwierigkeiten verschlimmern“ (Prosetzky, 2022, S. 40).

In Kombination mit Kommunikationsbarrieren, physischer Isolation und mangelnder Zugänglichkeit des öffentlichen Raums entstehen große Hürden für den Aufbau und die Pflege von Beziehungen – Faktoren, die das Erleben von Einsamkeit verstärken können. Darüber hinaus erschweren mangelnde Bekanntheit und unzureichend angepasste Unterstützungsangebote den Zugang zu formellen Hilfen (DCMS, 2025).

In Anbetracht dieser Befunde stellt sich die Frage, wie das gegenteilige Phänomen – soziale Verbundenheit – entstehen kann und wie sie sich äußert. Simplican et al. (2015) definieren Inklusion von MmB in ihrem ökologischen Modell sozialer Netzwerke und Gemeinschaftsteilhabe als Zusammenspiel zwischen interpersonalen Beziehungen und der Teilhabe an einer Gruppe. Dabei wirken die beiden Dimensionen komplementär und können nicht hierarchisch angeordnet werden, wie auch verschiedene empirische Arbeiten zeigen. Während die Identifikation mit einer Gruppe für eine erhöhte Lebenszufriedenheit unter MmB sorgen kann, entstehen durch enge Einzelbeziehungen emotionale Sicherheit und ein positives Selbstbild (Neuman & Reiter, 2017; Sullivan et al., 2016; Zapata, 2022). Diese Studienlage spiegelt die Relevanz einer multidimensionalen Betrachtung von Einsamkeit und Inklusion wider und unterstreicht zugleich die Komplexität der Phänomene.

3.4 Digitale Kommunikation und Einsamkeit bei Menschen mit Behinderung

Die COVID-19-Pandemie verdeutlichte sowohl die Folgen sozialer Isolation als auch die Rolle digitaler Kommunikationstools im Erleben von Einsamkeit. Diese Ausnahmesituation bot eine breite Forschungsgrundlage für Untersuchungen darüber, wie Informations- und Kommunikationstechnologien (ICT) helfen können, physische Distanz zu überbrücken und mit Einsamkeit umzugehen (Hall et al., 2021). Es zeigte sich, dass digitale Kommunikationsräume und das Phänomen Einsamkeit in einer komplexen und ambivalenten Beziehung zueinanderstehen (Petrova & Schulz, 2022). Während einige Untersuchungen keinen verstärkten sozialen Rückzug oder größere Einsamkeit durch die Nutzung sozialer Medien feststellen, warnten andere vor möglichen negativen Auswirkungen, insbesondere auf Kinder und Jugendliche (Appel & Schreiner, 2014; Spitzer, 2020). Daher ist es wenig sinnvoll, digitale Kommunikationstechnologien allein als Ursache von oder Mittel gegen Einsamkeit zu betrachten; entscheidend ist der

wechselseitige Zusammenhang zwischen individueller Lebens- und Beziehungssituation und der Mediennutzung (Spitzer, 2018).

Demgegenüber ist die zielgruppenfokussierte Forschung zu webbasierten Kommunikationstools und ihrem Einfluss auf das Einsamkeitserleben bei Menschen mit Behinderung deutlich begrenzter. Ein Großteil der Arbeiten konzentriert sich in diesem Kontext auf junge oder alte MmB, während mittlere Altersgruppen vergleichsweise wenig behandelt werden, obwohl auch hier Einsamkeit relevant ist (bspw. Raghavendra et al., 2013; Sharabi & Margalit, 2011; Stewart et al., 2011). Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass insbesondere Jugendliche und ältere Menschen als Gruppen mit erhöhter Prävalenz für Einsamkeit gelten (Spitzer, 2018). Zwar werden oft Einsamkeit oder Lebensqualität im Allgemeinen gemessen und wirkungsvolle Interventionen beschrieben, ein Fokus auf Online-Räume ist dabei jedoch selten (bspw. Gómez-Zúñiga et al. 2023; Sheppard-Jones et al., 2005). Während Einzelinterventionen sozialer Arbeit mit dem Ziel, das persönliche Netzwerk von MmB zu vergrößern, bereits untersucht wurden, mangelt es weiterhin an Evaluationen gruppenbasierter Angebote (Kruithof et al., 2018).

Diese Forschungslücke bestätigt eine systematische Übersichtsarbeit von Gómez-Zúñiga et al. (2023), welche den Zusammenhang zwischen Einsamkeit und Behinderung untersucht. Die Autor*innen beschreiben die Studienlage als lückenhaft und weisen auf methodische Schwächen hin. Einsamkeit wird in vielen Untersuchungen nur am Rande behandelt oder als eine von mehreren Variablen einbezogen, während randomisiert kontrollierte Designs selten sind. Die Studie identifiziert drei protektive Faktoren gegen Einsamkeit: Einkommensunterstützung, Einführung sozialer Programme und Maßnahmen zum Erwerb und Training sozialer Kompetenzen. Kritisch wird bewertet, dass vor allem Interventionen Anwendung fanden, die – wie bei nichtbehinderten Menschen – auf individueller Ebene ansetzen, etwa die Förderung sozialer Kontakte, Training sozialer Fähigkeiten oder kognitive Verhaltenstherapie. Der Review kritisiert, dass diese oft unreflektiert übertragen werden, ohne die spezifischen Lebensrealitäten und Hürden von MmB zu berücksichtigen. Die Autor*innen plädieren stattdessen dafür, für Einsamkeit unter MmB keine pathologischen, sondern systemische Erklärungen, also Umweltfaktoren wie mangelnde Barrierefreiheit, das soziale Umfeld oder ein Defizit an Freizeitangeboten heranzuziehen. Von besonderer Relevanz für die vorliegende Arbeit ist, dass keine der untersuchten 75 Studien soziale Medien als Einflussfaktoren berücksichtigte.

Die schwache Datenlage unterstreicht den erhöhten Forschungsbedarf; dennoch lassen sich aus den bestehenden Studien relevante Ableitungen für diese Arbeit treffen. Eine vom britischen „Department for Culture, Media and Sport“ (DCMS, 2025) in Auftrag gegebene Studie untersuchte, wie junge MmB Einsamkeit erleben und welche Maßnahmen zu ihrer Reduktion beitragen könnten. Besonders an dieser Analyse ist, dass auch die Möglichkeiten des Internets für die Kontakterweiterung berücksichtigt wurden. Die Untersuchung betrachtet einerseits, wie junge MmB Kontakte knüpfen, welche Faktoren ihre Einsamkeit verstärken und welche Folgen sich daraus ergeben. Andererseits analysiert sie Barrieren, hilfreiche Unterstützungsangebote und die Rolle, die Bildung, Arbeit und (in)formelle Aktivitäten bei der Reduktion von Einsamkeit spielen. Die Ergebnisse zeigen zwei Muster der Beziehungsgestaltung: Entweder verbrachten die Befragten regelmäßig Zeit mit denselben Personen in strukturierten Umfeldern oder sie suchten aktiv nach Menschen mit ähnlichen Erfahrungen und Interessen – offline wie online. Die Forschungsgruppe stellte fest, dass Online-Kommunikation Barrieren reduzieren und Nutzer*innen mehr Kontrolle über den Kommunikationsprozess erlauben kann. Außerdem können online Verbindungen zu Gleichgesinnten eröffnet und aufrechterhalten werden, die offline aufgrund räumlicher Distanzen, sozialer Unsicherheiten oder Mobilitätseinschränkungen nicht oder nur schwer zustande kämen. Zudem gaben die Teilnehmenden an, dass sie in digitalen Settings weniger Befürchtungen hätten, negativen Bewertungen ausgesetzt zu sein. Als besonders hilfreich gegen das Einsamkeitserleben wurden Interventionen beschrieben, an deren Gestaltung die Nutzenden selbst teilhaben konnten. Maßgeschneiderte und flexible Angebote, die in Ko-Produktion entwickelt und an die spezifischen Bedürfnisse angepasst wurden, stellten die wichtigsten Faktoren für die Bereitstellung erfolgreicher Unterstützungsleistungen dar (DCMS, 2025).

Sharabi und Margalit (2010) untersuchten Faktoren, die das Einsamkeitserleben von Jugendlichen mit und ohne Lernschwierigkeiten beeinflussen. Sie konnten zeigen, dass sich Einsamkeit durch digitale Kommunikation mit Personen, mit denen bereits eine Freundschaft außerhalb des Internets besteht, verringern kann. Umgekehrt können rein virtuelle Beziehungen ohne Offline-Äquivalent kontraproduktiv wirken. Weiterhin erweisen sich digitale Interventionen gegen Einsamkeit unter MmB dann als erfolgreicher, wenn sie mit gezielten Bildungsmaßnahmen kombiniert werden (Raghavendra et al., 2013).

Weitere, nicht auf MmB bezogene Studien bestätigten die Kontextabhängigkeit der Wirksamkeit digitaler Kommunikationsangebote. Die Bedeutung bestehender Sozialkontakte, eine begleitende Unterstützung sowie die konkrete Ausgestaltung spielen dabei eine zentrale Rolle (Steinert et al., 2013; Masur et al., 2021). Primack (2017) betont außerdem, dass sich aktive, partizipierende Nutzung digitaler Kommunikationsmittel eher positiv auf das Einsamkeitserleben auswirken kann als eine passive, rein konsumierende Verwendung.

Ob digitale Kommunikation als entlastend erlebt wird, hängt jedoch nicht nur vom sozialen Kontext, sondern auch vom Medium ab. Anderson et al. (2021) zeigen, dass digitale Kommunikationsmittel, die vom Nutzungserlebnis näher an persönlicher Kommunikation sind, beispielsweise Videoanrufe oder Telefonate, bei MmB stärker gegen Einsamkeit wirken als rein textbasierte Anwendungen. Das steht im Einklang mit der Media Richness Theory, auf welche in 3.5.3.1 näher eingegangen wird.

Die Studienlage macht deutlich, dass digitale Kommunikation besonders dann einsamkeitsmindernd wirken kann, wenn Medium und Inhalte bewusst gewählt und gestaltet sind. Außerdem ist sie dann besonders effektiv, wenn bestehende Beziehungen durch sie unterstützt werden und Online-Kommunikation nicht bloß als Ersatz für fehlende Offline-Kontakte dient. Für diese Arbeit ist deshalb entscheidend, ob DuDa eine Plattform darstellt, die über bloßen Informationsaustausch hinaus den Aufbau und Erhalt bedeutsamer Beziehungen ermöglicht. Im Sinne Oldenburgs (2023) müsste ein solcher virtueller Raum nicht nur Zugang schaffen, sondern auch Zugehörigkeit stiften und eine Alltagssoziabilität fördern, die unabhängig von institutionellen oder familialen Rollen besteht. Darauf soll im nächsten Abschnitt näher eingegangen werden.

3.5 Third Places als soziale Räume

Im Einsamkeitsbarometer des deutschen Familienministeriums wird festgestellt:

“Die Milderung von Einsamkeit erfordert [...] an vielen Stellen innovative Ansätze, um den Bedürfnissen einer sehr heterogenen Zielgruppe gerecht zu werden, die aktuell oft anders und mitunter gar nicht im subsidiären Wohlfahrtssystem [...] berücksichtigt sind” (BMFSFJ, 2024, S. 70).

Auch MmB gehören zu jenen Gruppen, deren soziale Bedürfnisse häufig nicht ausreichend durch bestehende Unterstützungsnetzwerke befriedigt werden. Ihre Möglichkeiten für niederschwellige Begegnungen im öffentlichen Raum sind oft

eingeschränkt; entsprechend sind sie stärker vom Gefühl, dass ihnen Gesellschaft fehlt, betroffen als Menschen ohne Beeinträchtigungen. Betrachtet man die Datenlage aus einer intersektionalen Perspektive, wird deutlich, dass weiblichen Personen mit Behinderung und solchen mit Migrationsgeschichte noch häufiger Gesellschaft fehlt (BMAS, 2021). Wie bereits beschrieben, fehlen aufgrund struktureller, gesellschaftlicher und institutioneller Gegebenheiten inklusive Möglichkeitsräume für spontane soziale Kontakte. Gerade für MmB können solche informellen Begegnungsräume – auch in digitaler Form – jedoch eine wichtige Rolle spielen. Neu und Vogel (2024, S. 4) betonen in diesem Zusammenhang: „Einer konstruktiven Einsamkeitspolitik muss es [...] um den Erhalt und die Schaffung von Gelegenheitsstrukturen und veränderten öffentlichen Räumen gehen.“

Solche Gelegenheitsstrukturen manifestieren sich häufig in alltäglichen, scheinbar beiläufigen Interaktionen abseits von Arbeit und Wohnort. Sennett (1970, S. 1) beschreibt mit „disorders“ zufällige Reibungspunkte im öffentlichen Raum, die Austausch zwischen den Teilnehmer*innen der Stadtgemeinschaft anregen und Interaktion zwischen verschiedenen Menschen entstehen lassen. Diese Überschneidungspunkte verschwinden jedoch zunehmend – nicht zuletzt durch den technologischen Fortschritt und die Effizienzorientierung digitaler Anwendungen. Das lässt sich gut anhand der Veränderung kleiner Alltagsinteraktionen nachvollziehen, welche immer häufiger durch digitale Anwendungen ausgetauscht werden: Navigationsdienste ersetzen die Frage nach dem Weg, digitale Ticketsysteme machen eine Interaktion am Schalter obsolet und Wartezeiten können durch Scrollen anstatt dem Initiieren einer Konversation überbrückt werden. Wir begegnen daher im Alltag immer seltener Situationen und Orten sozialer Interaktion (Keohane, 2022). Auch der Wandel der Arbeitswelt, wie etwa in der Auflösung traditioneller Betriebsstrukturen und zunehmend prekären Arbeitsverhältnissen, trägt dazu bei, dass soziale Orte verloren gehen und damit auch Gelegenheiten für Begegnung und Gemeinschaft seltener werden (Neu & Vogel, 2024, S. 7).

Bereits vor der Verbreitung des Internets im Privaten stellte Oldenburg (1982) einen Rückgang der Begegnungsräume fest (Deutscher Bundestag, 2007). Er beschreibt ein „restrictive two-stop model of daily existence“ (S. 266), womit er die Beschränkung auf das Zuhause und den Arbeitsplatz meint, die durch die Idealisierung der Ehe einerseits und einem stärkeren Karrierefokus andererseits entstand und einen Rückgang sozialer Arenen und gemeinschaftlichen Lebens mit sich brachte. Er betont die Relevanz von

informellen sozialen Räumen, welche er – wie in 2.3 bereits näher definiert – als „Third Places“ beschreibt.

Empirische Untersuchungen zeigen die positiven sozialen Effekte, die solche Orte mit sich bringen können, darunter die Förderung des Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühls und die Erhöhung der Lebensqualität. Dabei scheint es nicht die Art des Ortes an sich, sondern das Wissen um seine Existenz allein und die wahrgenommene Zugänglichkeit des Sozialraums zu sein, welche über die positive Auswirkung auf die Lebensqualität entscheidet (Jeffres et al., 2009).

Bemerkenswert ist, dass in dieser Studie die untersuchten Third Places nicht vorgegeben wurden, sondern von den befragten Personen selbst als solche definiert werden sollten. Auf den ersten fünf Plätzen liegen dabei Gemeinschaftszentren, Kaffeehäuser und Restaurants, Kirchen, Parks und Orte für Erholungsaktivitäten im Freien. Aus dieser Selbstdefinition lässt sich schlussfolgern, warum der Effekt auf die subjektive Lebensqualität auch dann bestehen bleibt, wenn soziodemografische Merkmale wie Alter, Geschlecht oder Einkommen kontrolliert werden. Personen, die angaben, keine solche Orte zu haben oder zu kennen, bewerteten die Lebensqualität ihres nachbarschaftlichen Umfelds signifikant schlechter. Häufig werden Büchereien als Paradebeispiele für gelebte Sozialität im nachbarschaftlichen Umfeld genannt.

Dolley (2025) sieht Büchereien als Third Places da sie kostenfrei für die breite Öffentlichkeit zugänglich sind, ein Bildungsangebot für verschiedene Interessensgebiete liefern und Möglichkeiten zum sozialen Austausch bieten: „Libraries go some way towards alleviating the loneliness epidemic and creating sociability in their communities“ (Dolley, 2025, S.16).

Cardinali et al. (2024) hingegen untersuchten den Effekt von Grünräumen im Wohnviertel und fanden einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Existenz zugänglicher, nahegelegener und funktional vielfältiger grüner Flächen und sozialem Zusammenhalt, welcher wiederum indirekt als Mediator mit mentaler Gesundheit zusammenhängt. Eine schwedische Studie zeigt, dass öffentlich zugängliche Orte für ältere Menschen die Rolle von Third Places erfüllen und gegen Einsamkeit wirksam sein können. Insbesondere wenn sie professionell gemanagt werden und das Personal Serviceorientierung verbreitet, liegt in ihnen das Potenzial, sich dort sicher und wie zuhause zu fühlen (Jing et al., 2024).

Wenngleich das Oldenburgsche Modell der Third Places eine geeignete Brille für städteplanerische Maßnahmen darzustellen scheint, darf es insbesondere im Hinblick auf Minoritäten nicht unhinterfragt als inklusiv, hilfreich oder „gut“ gewertet werden. Fullagar et al. (2019) werfen einen feministischen Blick auf solche Orte und stellen fest, dass auch sie von patriarchalen, kapitalistischen und ökonomischen Machtstrukturen geprägt sind und daher insbesondere das Merkmal eines Gleichmachers („leveler“) nicht immer erfüllen. Allein die Bedingung, dass ein Third Place die Existenz eines „first“ und „second“ places voraussetzt, exkludiert per Definition Menschen ohne Wohnsitz oder Arbeitsplatz und verweist auf den Fokus auf den weißen, mittelständischen Mann, für den das ursprüngliche Modell entwickelt wurde (Fullagar et al., 2018; Rudman & Aldrich, 2022). Angesichts der hohen Arbeitslosenzahlen und der häufig institutionellen Wohnformen von MmB ist die direkte Übertragung des Konzepts beschränkt und bedarf einer an die Lebensrealitäten angepasste Ausgestaltung.

3.5.1 Übertragung des Third-Place-Konzepts in den digitalen Raum

Trotz ihrer positiven Effekte scheinen der Marktplatz oder Pub als Third Places von damals zunehmend digitalen Räumen zu weichen. Pinker (2014, S. 20) stellt einen paradoxen Zusammenhang fest:

"The digital revolution, like the automotive revolution that preceded it, has enhanced society in countless ways, but given the sobering impact of decreasing intimate contact on public health, among other things, it seems that it's time for a slight course correction".

Obwohl Oldenburg annimmt, dass technologischer Fortschritt die Entstehung traditioneller dritter Orte hemmt (2023, xxv), kann ihre virtuelle Form auch als Folgeerscheinung derselben Entwicklung gesehen werden: der Erosion traditioneller sozialer Netzwerke. Demnach können Gemeinschaften im Internet nicht bloß als Ersatz, sondern als systemische Antwort auf gesellschaftliche Fragmentierung eingeordnet werden. Mit anderen Worten formuliert Markiewicz (2019, S. 19):

„New communities that emerge around virtual third places are a response to the disintegration of traditional communities all over the world and the growing the [sic!] spread of individualism, a response facilitated by modern technologies that enable their development“.

Oldenburgs Konzept wurde bislang nur in wenigen Forschungsarbeiten auf die Kommunikation in computervermittelten Kontexten wie Chatrooms oder Online-Games angewendet (Soukup, 2006; Steinkuehler & Williams, 2006). Was diese Studien jedoch zeigen, ist, dass Online-Communities zumindest gewisse Kriterien eines Third Place erfüllen können. Einerseits ist das Internet als Medium eher zugänglich und wenig hierarchisch (Soukup, 2006). Virtuelle Orte können Gemeinschaftsgefühl stiften, informellen Austausch anregen sowie Beziehungen entstehen lassen und sie fördern. Der niederschwellige Charakter, die Unabhängigkeit vom Standort und die geringe Relevanz von Mobilitätseinschränkungen ermöglichen auch marginalisierten Gruppen wie MmB zwischenmenschliche Begegnung jenseits des direkten sozialen Umfelds (Steinkuehler & Williams, 2006; Aldosemani et al., 2015).

Steinkuehler und Williams (2006, S. 885) argumentieren, dass MMOs (Massively Multiplayer Online Games) – ähnlich wie die von Oldenburg angeführten Tavernen oder Pubs – zum einen die Bildung von „bridging social capital“ fördern. Sie bringen Menschen mit verschiedenen Hintergründen zusammen, wodurch sie mit anderen Weltansichten konfrontiert werden.

Zum anderen sehen sie in den regelmäßigen, informellen Interaktionen auch Potential für „bonding social capital“, also die Art von Beziehungen, die aufgrund der emotionalen Verbindung und der gegenseitigen Unterstützung einsamkeitsrelevant sein können (Putnam, 2000; Steinkuehler & Williams, 2006, S. 900). Dabei beeinflusst die Spielarchitektur, welche durch den Code Aufbau, Regeln und Mechanismen vorgibt, die sozialen Interaktionen im virtuellen Raum – ähnlich wie die Architektur eines realen Ortes. Dennoch seien viele Interaktionen nicht spielmechanisch, sondern sozial motiviert und könnten zu dauerhaften sozialen Netzwerkstrukturen führen (Steinkuehler & Williams, 2006).

Zwar wird oftmals die „Echtheit“ von Online-Communities aufgrund ihrer fehlenden Räumlichkeit und ihres meist geringen lokalen Bezugs kritisiert. Zugleich kann jedoch argumentiert werden, dass sich die Bedeutung von Raum mit sich wandelnden Bedürfnissen, Möglichkeiten und Einschränkungen ihrer Nutzenden verändert: so rücken auf digitalen Plattformen beispielsweise geteilte Interessen als Motivator, einer Gemeinschaft beizutreten, an die Stelle geographischer Nähe (Markiewicz, 2019; Rykała & Żolnierczuk, 2017; Soukup, 2006). Indem sich Menschen mit ähnlichen Werten und

Interessen kennenlernen, können tiefgehende Beziehungen aufgebaut und unter Umständen sogar in der analogen Welt fortgeführt werden (Bargh & McKenna, 2004).

Neuere Arbeiten weisen jedoch darauf hin, dass die beschriebenen Effekte virtueller Third Places nicht universell gelten. Tan und Idris (2023) zeigen in ihrer Untersuchung mit älteren Menschen, dass viele Online-Angebote nur beschränkt als soziale Begegnungsräume wahrgenommen werden. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass nur wenige Online-Räume eine gute Plattform für die Bedürfnisse der Zielgruppe darstellen und betonen, dass virtuelle dritte Orte traditionellen Gemeinschaften nicht ersetzen können. Ihre Wirkung hänge stark vom Nutzungskontext und den jeweiligen Bedürfnissen der User*innen ab. Einen ähnlichen Befund liefern Obst und Stafurik (2010) in ihrer Studie zu Online-Communities von Menschen mit körperlicher Behinderung. Sie zeigen, dass sich der Austausch in speziellen Netzwerken positiv auf das Wohlbefinden auswirken kann, insbesondere im Hinblick auf soziale Beziehungen und persönliche Entwicklung. Sie betonen jedoch ebenfalls, dass Online-Communities vor allem eine Ergänzung zu bestehenden sozialen Kontakten darstellen und persönliche Beziehungen nicht ersetzen.

3.5.2 Online Third Places und Wohlbefinden

Einen wichtigen Beitrag zur Übertragung des Konzeptes der dritten Orte auf digitale Kontexte leistet das Framework von Parkinson et al. (2021). Die Autor*innen untersuchten, wie sich ursprünglich als Serviceforen entwickelte digitale Angebote zu virtuellen Gemeinschaften entwickeln und auf das Wohlbefinden ihrer Nutzer*innen auswirken. Das daraus entwickelte Framework bietet eine fundierte Grundlage für die Analyse von sozialen Interaktionen in Online-Räumen hinsichtlich ihrer Auswirkung auf das Wohlbefinden. Für diese Arbeit ist die Studie zentral, da sie in Rückgriff auf die Oldenburgschen Kategorien einen empirisch fundierten Analyserahmen spannt, der es ermöglicht, die sozialen Merkmale der DuDa-Community als denkbare Ausprägungen eines digitalen Third Place einzuordnen.

Das Framework umfasst sechs empirisch-induktiv entwickelte Dimensionen, die sich sowohl auf das hedonistische Wohlbefinden – das Erlangen von Vergnügen und die Vermeidung von Schmerz – als auch auf das eudaimonische Wohlbefinden – Selbstverwirklichung durch persönlichen Ausdruck sowie soziale Verbundenheit – auswirken können (siehe Abbildung 3). Eine strukturelle Voraussetzung für die Entwicklung von Third-Places-Qualitäten in Online-Communities liegt in der

Leichtigkeit des Zugangs („accessibility“), definiert als „ease of access and participation“ (Parkinson et al., 2021, S. 116). Erst sie ermöglicht Teilhabe und bildet damit eine Grundvoraussetzung dafür, dass Nutzer*innen überhaupt von den Effekten auf das Wohlbefinden profitieren können.

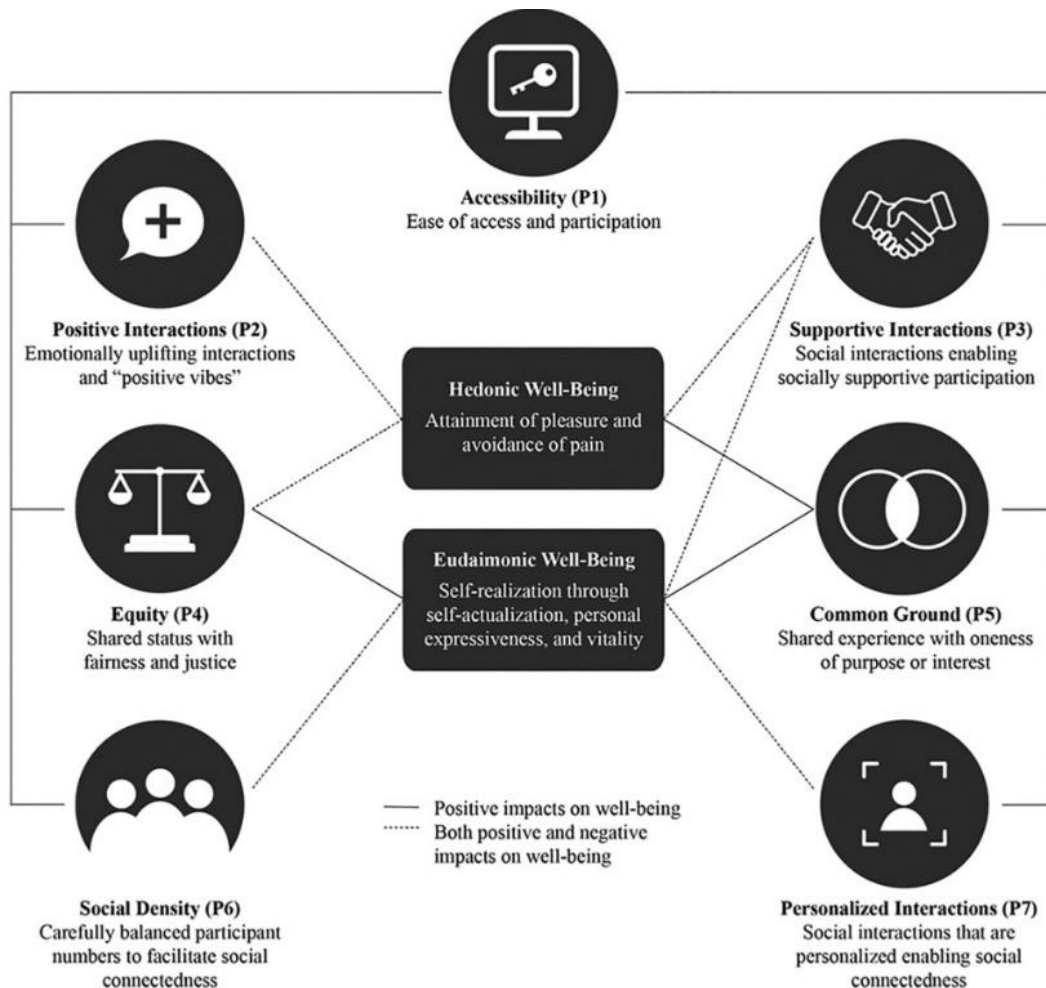


Abbildung 3: Bestandteile des Frameworks für Online Third Places (Parkinson et al., 2021)

1. Positive Interaktionen („positive interactions“/ „positive vibes“, S. 17): Emotional unterstützende Interaktionen und gute Stimmung können hedonistisches Wohlbefinden fördern. Im Unterschied zur Oldenburgschen Kategorie „playful mood“ (Oldenburg 2023, S.41) ist es laut Parkinson et al. im Onlineraum eher vordergründig, dass die Stimmung emotional aufbauend ist. Negative Äußerungen hingegen können das Vergnügen innerhalb der Gemeinschaft verringern. Hierzu muss berücksichtigt werden, dass die Studie lediglich textbasierte Foren untersuchte. Diese Form der Kommunikation kann Missverständnisse begünstigen und die korrekte Interpretation des Tons einer digitalen Nachricht erschweren (Parkinson et al., 2021).

2. Unterstützende Interaktionen („supportive interactions“, S. 18): Während vorangegangene Forschungsarbeiten zu virtuellen Third Places andeuten, dass sich im Onlineraum selten tiefergehende Beziehungen formen, stellten Parkinson et al. fest, dass dies durchaus möglich ist. Die Entstehung von Freundschaften auch außerhalb des virtuellen Kommunikationsraumes fand selbst über geographische Distanzen hinweg statt. Gegenseitige Unterstützung und Austausch, sowohl zwischen den Nutzenden des Forums als auch zwischen Serviceanbieter*innen und den User*innen, wurde dabei als Indikator für das hedonistische und eudaimonische Wohlbefinden identifiziert (Parkinson et al., 2021). Dieser Befund knüpft insofern an Oldenburg an, als dass Kommunikation auch hier die zentrale Aktivität in einem Third Place ist. Zugleich zeigen Parkinson et al. (2021), dass positive Interaktionen mit zunächst fremden Personen ausreichen können, um das Wohlbefinden zu fördern. Dies steht im Einklang mit der Annahme, dass auch lose soziale Bindungen – wie bereits für physische Begegnungsräume beschrieben – einen Beitrag zum subjektiven Wohlbefinden leisten können (Granovetter, 1973).

Der Effekt ist jedoch nicht voraussetzungslos: Blieb eine achtsame Gruppenmoderation aus, führte das zu fehlenden oder negativen Interaktionen, was sich wiederum negativ auf das Wohlbefinden und Glücksempfinden auswirkte. Die Bedeutung aktiver Moderation von Online Third Places, die eine inklusive Kommunikationskultur stützt, wird durch diese Erkenntnis unterstrichen (Parkinson et al., 2021).

3. Gleichwertigkeit („equity“, S. 23): Zwar scheint diese Dimension auf den ersten Blick der Oldenburgschen Kategorie des „levelers“ zu entsprechen, welche die Irrelevanz von Schicht und Status betont (Oldenburg, 2023, S. 25). Doch geht „equity“ bei Parkinson et al. (2021, S. 23) darüber hinaus und umfasst die gerechte Verteilung von Vorteilen, Macht, Ressourcen und Verantwortlichkeiten („benefits, power, resources, and responsibilities“, S. 23). Das Gefühl, in der Gemeinschaft als ebenbürtig aufgenommen und gleich behandelt zu werden, erwies sich als zentral für das Wohlbefinden der Teilnehmenden. Sowohl das Empowerment, den Online-Ort zu „ihrem“ zu machen, als auch das emotionale Erleben wurden in der Untersuchung durch eine Moderation seitens der Serviceanbieter*innen unterstützt, die bewusst Raum für Gleichbehandlung und Mitsprache schufen. Umgekehrt wirkte sich eine wahrgenommene Ungleichheit negativ auf das hedonistische Wohlbefinden aus (Parkinson et al., 2021).

4. Geteilte Interessen („common ground“, S. 26): Ähnliche Ansichten und geteilte Interessen fördern das Gefühl sozialer Verbundenheit und Identifikation mit der Gruppe

in Online-Räumen. Die Gemeinsamkeiten kreieren eine Gruppenidentität, wodurch positive Auswirkungen hinsichtlich Besuchsfrequenz und Verbundenheit mit der Community entstehen. Diese, häufig durch einen engen Themenfokus generierte gemeinsame Basis führt zu sozialer Verbundenheit („social connectedness“) und Freude („enjoyment“) (Parkinson et al., 2021, S. 28). Damit unterscheidet sich diese Dimension von Oldenburgs Beschreibung, nach der die Gespräche in Third Places stets breit gefächert und allgemeiner Natur sind (Oldenburg, 2023, S.30).

5. Soziale Dichte („social density“, S. 28): Die soziale Dichte eines Online-Netzwerkes beeinflusst, ob es Third-Place-Qualitäten aufweisen kann. Während eine überschaubare Anzahl partizipierender Personen Verbundenheit fördert, schwächt eine zu hohe Komplexität der Gruppe diesen Effekt (Parkinson et al., 2021).

6. Personalisierte Interaktionen („personalized interactions“, S. 29): Diese Dimension bezieht sich auf emotionale Reaktionen hinsichtlich individualisierter Ansprache und wahrgenommener Sichtbarkeit innerhalb der Online-Community. Fühlen sich die Nutzer*innen durch persönliche Ansprache gesehen und wertgeschätzt, kann dies ihr Gefühl von Gruppenzugehörigkeit und Wohlbefinden stärken. Anonymität wirkt dabei ambivalent: Während durch sie soziale Stigmata geschwächt werden und damit authentische Kommunikation fördern kann, kann sie zugleich die Entstehung interpersonaler Beziehungen behindern, da das Teilen persönlicher Informationen zentral für das Gefühl sozialer Verbundenheit ist (Parkinson et al., 2021).

3.5.3 Medientheoretische Perspektive auf Online Third Places

Um die kommunikativen Möglichkeiten und Grenzen virtueller Third Places differenzierter einordnen zu können, werden im Folgenden medientheoretische Konzepte herangezogen.

3.5.3.1 Media Richness Theory

Die Media Richness Theory gibt Hinweise darauf, welche Faktoren den Grad des Beziehungsaufbaus in kommunikativen Online-Räumen beeinflussen. Durch sie kann die Reichhaltigkeit eines Mediums anhand von vier Kriterien ermittelt werden: je direkter Feedback möglich ist, je vielfältiger die einsetzbaren „cues“, wie nonverbale Hinweise oder Symbole sind, je natürlicher Sprache geäußert werden kann und je personalisierter das Medium ist, desto reichhaltiger ist es (Sheer, 2011, S. 83). Entsprechend lassen sich verschiedene Medienformate hinsichtlich ihrer Reichhaltigkeit in hierarchischer

Reihenfolge anordnen. Videokonferenzen liefern etwa aufgrund ihrer höheren Synchronizität mehr dieser „cues“ und rufen intensivere positive Emotionen hervor als textbasierte Angebote. Dennoch bleiben diese Effekte hinter persönlichen Gesprächen zurück, unter anderem, weil die nonverbale Kommunikation im digitalen Raum beschränkt ist (Petrova & Schulz, 2022). Die Face-to-Face-Kommunikation stellt in dieser Logik die Spitze des Rankings dar, da sie die vier Aspekte am besten erfüllt (Meissner, 2009).

Wie gut der Beziehungsaufbau in technologievermittelten Settings funktioniert, hängt dieser Theorie zufolge vom verwendeten Medium ab. In Bezug auf Videokonferenzen betont Sheer (2011, zitiert nach Ishii et al. 2019, S. 126), dass deren Funktionen insbesondere in frühen Phasen der Freundschaft hilfreich sein können:

„More specifically, the advanced features of webcam that could carry multiple cues (e.g., visual and auditory cues) and control self-presentation helped display a desirable self-image in the embryonic stage of friendships and increased the number of friends”.

Dieser Zusammenhang spiegelt sich auch in der Abhängigkeit vom Medium auf das Vertrauensniveau zwischen den kommunizierenden Parteien wider: Je reichhaltiger das Medium, desto höher fallen tendenziell die Vertrauenswerte aus (Bos et al., 2001, 2002). In der Videokommunikation kann ein Vertrauensniveau erreicht werden, das mit der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht vergleichbar ist; dafür ist jedoch mehr Zeit erforderlich (Bos et al., 2002).

Obwohl die MRT hilfreiche Anhaltspunkte für die Evaluation von Kommunikationstechnologien liefert, sind ihre Effekte keineswegs monokausal und dürfen nicht überbewertet werden. Gooch und Watts (2014) zeigen, dass soziale Präsenz nicht allein durch die "Reichhaltigkeit" eines Mediums bestimmt wird. Vielmehr spielen individuelle Wahrnehmungen der kommunizierenden Personen und deren Kontext eine ebenfalls zentrale Rolle. Daher ist die Media Richness Theory zwar hilfreich, um die kommunikativen Möglichkeiten verschiedener Medienformate einzuschätzen, aber zu einseitig, um alle Effekte auf die Beziehung zwischen den Kommunikatoren zu erklären.

3.5.3.2 Digital Divide

Ein weiterer relevanter Aspekt, der die Übertragung des Third-Places-Konzepts auf digitale Räume beschränkt, ist der Digital Divide. Er beschreibt unterschiedliche

Voraussetzungen verschiedener Bevölkerungsgruppen hinsichtlich ihres Zugangs zum Internet und behandelt die daraus resultierende Chancenungleichheit (vgl. Burkart, 2021). In Bezug auf die berufliche, politische und soziale Inklusion sowie das Empowerment von MmB zeigt sich zwar, dass virtuelle Communities und neue digitale Technologien großes Potential bieten (Bosse & Jäcklein-Kreis, 2012; Lorenz et al., 2023). So kann Text für sehbehinderte Menschen in Audio umgewandelt werden, während Technologien wie Untertitel oder Audiobeschreibungen gehörlosen und blinden Menschen neue Möglichkeiten bieten, Film und Fernsehen zu erleben (Heidenreich & Hoffmann, 2016).

Andererseits ist die Nutzung virtueller Third Places direkt an die Verfügbarkeit und das Funktionieren von Endgeräten sowie die Bedienungskompetenz ihrer Verwender*innen gekoppelt, was den Zugang für manche Personen stärker beschränkt als für andere (Reidl et al., 2020). Dies zeigt sich besonders deutlich beim Vergleich körperlicher und kognitiver Beeinträchtigungen:

„Menschen mit Körper- und/oder Sinnesbehinderungen profitieren bisweilen stärker von Digitalisierung als Menschen mit psychischen und/oder kognitiven Behinderungen, da körperliche Barrieren häufig durch digitale Technologien verringert oder abgebaut werden können“ (Lorenz et al., 2023, o. S.).

Während Menschen mit Mobilitätseinschränkungen von der Digitalisierung profitieren, erleben Menschen mit Lernschwierigkeiten häufiger Stress und Frustration bei der Nutzung digitaler (Kommunikations-)Technologien. Die sich wachsende Komplexität der Technologie verschärft diese Ungleichheit zusätzlich (BMASGK, 2019).

Diese Barrieren widersprechen Zugänglichkeit und Niederschwelligkeit – insbesondere im Hinblick auf marginalisierte Bevölkerungsgruppen. Digitale Technologien spiegeln bestehende „Machtverhältnisse, Vorurteile und Stereotypen wieder [sic!]“ (Reidl et al., 2020, S. 13). Das bedeutet, dass Menschen, die ohnehin strukturelle Benachteiligung erfahren, ebenso in der Nutzung und Gestaltung des digitalen Raumes unterrepräsentiert sind (Reidl et al., 2020).

Zugleich erfassen rein quantitative Studien zur (Nicht-)Nutzung von Kommunikations- und Informationstechnologien den situativen und einzigartigen Kontext einzelner Gruppen oft nur unzureichend. Das betrifft insbesondere Gruppen, die solche Technologien eben schon entsprechend der eigenen Ziele und Bedürfnisse nutzen, häufig auch zum Zwecke der Selbstermächtigung. Eine abschließende Beurteilung der Lage

wird dadurch erschwert und verdeutlicht die Notwendigkeit kontextspezifischer Untersuchungen digitaler Räume (Mehra et al., 2004).

4 Empirische Untersuchung

Die im theoretischen Teil erarbeiteten Ausführungen zu den Bereichen Behinderung, Third Places und Einsamkeit bilden die Grundlage für den empirischen Teil dieser Arbeit. Ziel ist es, auf Basis der erhobenen Daten Antworten auf die Forschungsfragen zu erlangen. Im folgenden Kapitel wird zunächst das Fallbeispiel, die Plattform DuDa, vorgestellt. Anschließend wird die angewandte Methodik – leitfadengestützte Interviews mit nachfolgender qualitativer Inhaltsanalyse – genauer beschrieben. Danach wird auf forschungspraktische Besonderheiten eingegangen, die sich hinsichtlich der untersuchten Zielgruppe und des sensiblen, teils stigmatisierten Forschungsthemas ergeben. Abschließend folgen Operationalisierung, Datenerhebung sowie Vorgehen der Auswertung.

4.1 Untersuchungsgegenstand: die Plattform DuDa

Für die empirische Untersuchung eines zielgruppenspezifischen Online-Raumes hinsichtlich der darin entstehenden Beziehungen, der Qualität als dritter Ort sowie ihres möglichen Einflusses auf das Einsamkeitserleben der Nutzer*innen, wurde „DuDa“ als Fallbeispiel gewählt. DuDa ist ein moderierter, kommunikativer Online-Raum, dessen Angebot sich an Klient*innen der Caritas Wien mit Lernschwierigkeiten und/oder Behinderung richtet. Das Projekt wurde 2023 gegründet und wird vom „Licht ins Dunkel“ Innovationsfonds des ORF finanziert (Licht ins Dunkel, 2023; DuDa, 2024).

Laut Projektbeschreibung verfolgt DuDa (ehemals „Mittendrin“) das Ziel, „neue Formen des Austausches [zu] schaffen und einen innovativen Standard in der digitalen Inklusion [zu] setzen“ (Caritas Wien, 2023, o. S.). Weiterhin soll die Plattform soziale Isolation reduzieren, ein sicheres, diskriminierungsfreies und möglichst barrierefreies Umfeld für Begegnung und Austausch für Menschen mit und ohne Behinderung schaffen. Selbstbestimmung und Mitsprache sollen durch aktive Mitgestaltung der Zielgruppe gewährleistet werden (Caritas Wien, 2023). Die im Projektförderungsantrag formulierte Wirkungslogik verweist explizit auf die intendierte Reduktion von Einsamkeit sowie auf die Schaffung eines inklusiven Begegnungsortes: „Mittendrin wirkt gegen Einsamkeit. Mittendrin ist ein Ort der Begegnung für alle. Mittendrin ist ein Beitrag zu einer inklusiven Gesellschaft“ (Caritas Wien, 2023, o. S.).

Die Stunden finden synchron in Form von Videokonferenzen statt. Zugang zum über Zoom zugänglichen Raum, in dem die Angebote stattfinden, bekommen die Teilnehmenden nach der Anmeldung bei Verwendung eines PCs oder Laptops durch einen Link; für die Teilnahme mit dem Smartphone steht für Android-Nutzer*innen eine App zur Verfügung. Zum Zeitpunkt der Untersuchung wurden wöchentlich etwa zehn bis zwölf DuDa-Stunden zu Themen wie Sport und Bewegung, Yoga, kreatives Schaffen, Geschichte, Vorlesen oder Plaudern angeboten. Die Stunden sind kostenlos und werden von geschulten Freiwilligen sowie angestellten Personen aus dem Team moderiert (Caritas Wien – DuDa, 2024). Regelmäßig nehmen rund 20 Menschen an den DuDa-Stunden teil, wobei die Zahl der angemeldeten Personen, die sich nicht aktiv beteiligen, mit über 100 deutlich höher liegt (Caritas Wien, 2025).

4.2 Methodisches Vorgehen

Qualitative Forschung zielt darauf ab, subjektive Sichtweisen – etwa Gedanken, Gefühle oder Wahrnehmungen – aus der Innenperspektive der beteiligten Akteur*innen zu rekonstruieren und Sinnzusammenhänge zu verstehen (Helfferich, 2011). Dieser methodische Ansatz erweist sich insbesondere dann als wertvoll, möchte man die Komplexität sozialer Wirklichkeiten sichtbar machen und Werte, Einstellungen sowie nichtlineare Prozesse aufdecken. In der quantitativen Forschung bleiben diese oft unberücksichtigt, da Phänomene dort in isolierte Variablen und numerische Daten zerlegt werden. Dabei werden auch Kontextbedingungen, im Gegensatz zur qualitativen Forschung, häufig eher ausgeblendet (Flick et al., 2017).

Aufgrund des explorativen Charakters des Forschungsvorhabens, das weniger auf Generalisierbarkeit als auf ein grundlegendes Verständnis des Themas abzielt, bietet es sich an, qualitative, semistrukturierte Interviews zu führen. Sie sollen die subjektiven Realitäten der Interviewteilnehmer*innen nuanciert abbilden und ihre persönlichen Erfahrungen sichtbar machen (Flick et al., 2017; Helfferich, 2014). Eine bewusst klein angelegte Stichprobengröße ermöglicht eine tiefergehende Erforschung des Themas. Die Methode des „purposive sampling“ erlaubt es, zweckgerichtet Personen für die Befragung zu rekrutieren, die über viel Information zum Forschungsgegenstand verfügen (Hennink et al., 2020, S. 92). Außerdem ermöglicht diese Vorgehensweise eine flexible Rekrutierung der Interviewpartner*innen, sodass die Stichprobe im Verlauf des Erhebungsprozesses angepasst werden kann, um so eine Stichprobe zu generieren, die die

Vielfalt der Erfahrungen und Perspektiven zum Thema bestmöglich abbildet (Hennink et al., 2020).

4.3 Besonderheiten und Zugang

Sowohl die Forschung zu Personen mit Behinderungen als auch zum sensiblen Thema Einsamkeit bringt spezifische methodische, kommunikative und forschungsethische Besonderheiten mit sich. Auch die Rollenabgrenzung und Positionierung der forschenden Person müssen in diesem Kontext bedacht werden. Der folgende Abschnitt skizziert jene Reflexionen und Maßnahmen, die aufgrund dieser Herausforderungen vorgenommen wurden.

4.3.1 Menschen mit Behinderung in der qualitativen Sozialforschung

Ein inklusiver Zugang ist in der empirischen Sozialforschung bislang nicht selbstverständlich. Kerschbaumer et al. sehen inklusive Forschung „nicht einmal als Randerscheinung, keinesfalls als Standard“ (Kerschbaumer et al., 2023, S. 14). Aufgrund höherer Kosten und größerem Aufwand durch Anpassungen hinsichtlich „Erhebungstechniken und -kompetenzen“ (Kerschbaumer et al., 2023, S. 15), der „Gestaltung inklusiver und barrierefreier Inhalte und Erhebungssettings“ (Kerschbaumer et al., 2023, S. 15) sowie „längere[r] Erhebungszeiträume“ (Kerschbaumer et al., 2023, S. 15), sei inklusive Forschung noch nicht hinreichend entwickelt. Dasselbe gilt für die Methodenforschung im Bereich von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen (Niediek, 2016).

Gerade deswegen ist es im Sinne einer sozialen Wissenschaftsethik umso wichtiger, auch die Stimmen solcher hard-to-reach-Gruppen (Merton, 1998) zu erfassen. In der Vergangenheit stellte die Erhebung durch Stellvertreter*innen eine verbreitete Praxis dar. Sie beschränkt jedoch stark den Einbezug direkter Erfahrungen, Emotionen und spezifischer Herausforderungen von MmB (Doody, 2018). Außerdem widerspricht dieses Vorgehen dem mit dem Grundsatz der UN-Behindertenrechtskonvention in Verbindung gebrachten „Nichts über uns ohne uns“, der die aktive Partizipation von MmB an politischen Entscheidungsprozessen und ihre Selbstvertretung betont (Vereinte Nationen, 2006). Der direkte Zugang zur Zielgruppe ist also nicht nur aus wissenschaftlicher, sondern auch aus sozialpolitischer und demokratietheoretischer Perspektive zentral, um der Mitbestimmung von MmB und dem Anspruch einer inklusiven Gesellschaft gerecht zu werden (Doody, 2018; Waldschmidt, 2023).

4.3.2 Methodische und kommunikative Sensibilität im Interview

Der Anspruch des direkten Einbezugs von MmB in die Forschung macht es jedoch weiterhin notwendig, spezifische Herausforderungen und Besonderheiten gründlich zu antizipieren und zu reflektieren. Trescher (2016) beschreibt mehrere Hürden im Feldzugang zu Personen mit kognitiver Beeinträchtigung. Zunächst können betreuende Institutionen als Gatekeeper*innen fungieren und den Zugang beschränken. Weiterhin muss ethischen Herausforderungen, die sich durch den intimen sozialen Kontext und den Untersuchungsgegenstand ergeben, adäquat begegnet werden. Außerdem ist zu beachten, dass nicht jede Erhebungsform bei Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen auf dieselbe Weise anwendbar ist wie bei Menschen ohne kognitive Beeinträchtigungen. Einige Personen verfügen über eingeschränkten verbalen Ausdruck und haben Schwierigkeiten damit, komplexe Themen oder Fragen zu erfassen (Caritas Wien, 2024). Dennoch sind es seltene Fälle, in denen der sprachliche Ausdruck überhaupt nicht vorhanden ist:

„[P]eople who have intellectual disabilities have limited vocabulary, difficulties with verbal comprehension [...], but only a small minority have no language ability at all“ (Beail & Williams, 2014, S. 89).

Entsprechend sollte der Interviewleitfaden im Sinne der Leitlinien für leichte Sprache angepasst und die Fragen gegebenenfalls im Laufe des Interviews je nach Verständnis und daraus resultierender Antwortqualität abgeändert werden. Solche Anpassungen umfassen beispielsweise besonders klare Formulierungen, die Möglichkeit zur Nachfrage sowie die Untergliederung in Teilfragen (Booth & Booth, 1994). Auch zeigt die Forschung, dass insbesondere offene Fragen, welche die subjektiven Sichtweisen ergründen sollen, von Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen oft nicht ausführlich beantwortet werden, da hierfür eigene Formulierungen gefunden werden müssen (Sigelman et al., 1981). Für den Interviewprozess sollen Forschende Flexibilität und Spontaneität mitbringen, um bestmöglich auf unerwartete inhaltliche Aspekte vorbereitet zu sein und damit notwendige Anpassungen der Gesprächsführung gelingen (Schallenkammer, 2018).

Abgesehen davon bringt die Beforschung des Themas Einsamkeit aufgrund der gesellschaftlichen Stigmatisierung eigene Herausforderungen mit sich. Interviewteilnehmende haben womöglich in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit dem Teilen ihrer Emotionen gemacht, haben Angst vor der Reaktion des Gegenübers

oder wollen den oder die Gesprächspartner*in nicht mit ihrer Situation belasten. Entsprechend sollte die Wortwahl im Interview mit besonderer Achtsamkeit erfolgen. Dabei sollten negative Konnotationen vermieden und den diversen Ausprägungen von sozialer Isolation und Einsamkeit Beachtung geschenkt werden (DCMS, 2023).

Abbildung 4 fasst Handlungsempfehlungen bezüglich der sozialen Stigmatisierung und der Hürden in der Erhebung von Einsamkeit zusammen. Aus ihr wird ersichtlich, dass Einsamkeit häufig auf bestimmte Deutungsmuster, beispielsweise das Bild einer komplett isoliert lebenden Person, reduziert oder mit individueller Verantwortung begründet wird. Gleichzeitig existieren Barrieren, sich über die Einsamkeit auszutauschen, beispielsweise aus Angst vor negativen Reaktionen, aus Sorge, andere zu belasten oder aufgrund fehlender Gelegenheiten dazu. Diese Faktoren verstärken das soziale Stigma und die Selbststigmatisierung im Zusammenhang mit Einsamkeit, was den Umgang zusätzlich erschwert. Normalisierung der Einsamkeit, Vermeidung negativer Konnotationen und die Anerkennung des breiten Spektrums an einsamkeitsbezogenen Erfahrungen werden empfohlen (DCMS, 2023).

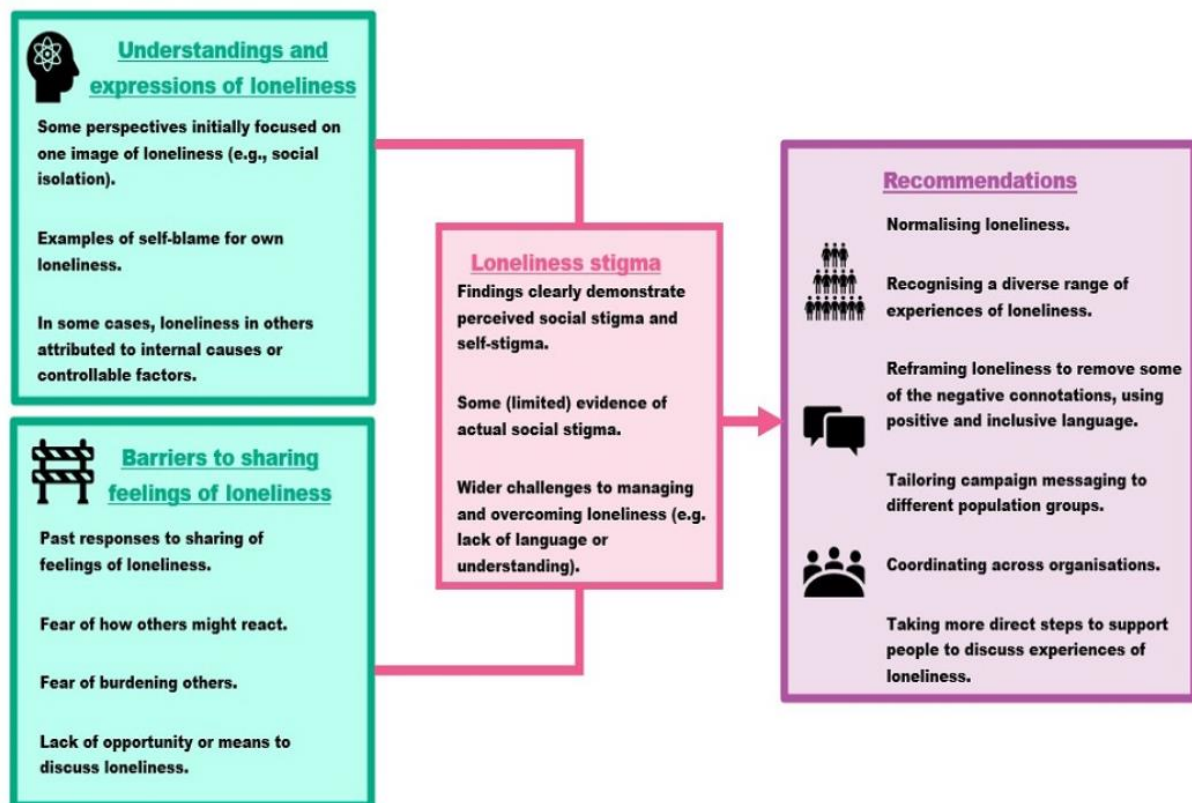


Abbildung 4: Zusammenhang zwischen Verständnissen von Einsamkeit, Barrieren der Artikulation, sozialem Stigma und daraus abgeleiteten Handlungsempfehlungen. (Department for Culture, Media and Sport, 2023)

4.3.3 Reflexion der Rolle der Forscherin

Durch die berufliche Tätigkeit der Verfasserin im beforschten Projekt DuDa konnten die benötigten Interviewkontakte leichter hergestellt werden, da institutionelle Hürden gesenkt wurden. Ebendiese Position kann zudem die grundsätzliche Offenheit für ein Interview sowie die Vertrautheit im Gespräch fördern. Gleichzeitig stellt diese Doppelrolle jedoch auch eine methodische Herausforderung dar. Simmel (1950) argumentiert, dass nur neutrale Außenstehende über die nötige Distanz zum Forschungsgegenstand verfügen, um sie ohne Vorannahmen oder Vorurteile beobachten zu können. Merton (1972, S. 30) hingegen unterstellt dem sogenannten „Outsider“

“ a structurally imposed incapacity to comprehend alien groups, statuses, cultures and societies because he or she has neither been socialized in the group nor has engaged in the run of experience that makes up its life, and therefore cannot have the direct, intuitive sensitivity that alone makes empathic understanding possible”.

Feldnähe kann also sowohl Ressource als auch Risiko sein: sie kann (Kontext-)Verständnis erleichtern oder blinde Flecken erst entstehen lassen.

Für die Datengenerierung erwies sich ein gewisses Insider-Wissen zu angesprochenen Personen, zur Funktionsweise und Geschichte des DuDa-Raums sowie zu Hintergründen der Interviewten als sehr hilfreich, da es das Verständnis von Zusammenhängen und Dynamiken erleichterte. Dadurch konnten oftmals Rückfragen zur Erklärung des Kontexts vermieden werden. Dennoch birgt eben diese Vertrautheit mit der Zielgruppe die Gefahr impliziter Vorannahmen oder vorschneller Bewertung entlang bekannter Muster. Im Bewusstsein um dieses zweischneidige Schwert erfolgte eine kontinuierliche reflexive Auseinandersetzung mit eigenen Vorannahmen und deren möglichem Einfluss auf Erhebung und Interpretation. Die Reflexion der eigenen Position wurde damit integraler Bestandteil des Forschungsprozesses. Um dem beschriebenen potenziellen Rollenkonflikt auch innerhalb der Erhebungsphase vorzubeugen und Transparenz gegenüber den Gesprächspartner*innen zu schaffen, wurde die Position der Forscherin bereits im Vorgespräch zu den Interviews transparent offengelegt und klar von der Rolle als Projektmitarbeiterin abgegrenzt. Abgesehen von der in jedem Forschungsprojekt üblichen Zusicherung von Vertraulichkeit wurde darüber hinaus explizit darauf hingewiesen, dass keinerlei persönliche Informationen an das Projektteam von DuDa oder an andere Teilnehmer*innen weitergegeben werden. Um sozial erwünschten Antworten entgegenzuwirken, wurde zudem betont, dass es keine richtigen oder falschen

Antworten gebe und es in diesem Rahmen lediglich um die persönlichen Empfindungen und Gefühle der befragten Person gehe. Besonders hervorgehoben wurde auch die ausdrückliche Erwünschtheit kritischer oder ambivalenter Erfahrungen. Auch die Möglichkeiten, jederzeit Pausen machen zu können oder einzelne Fragen nicht zu beantworten, wurden betont.

4.4 Datenerhebung und Analyse

Im folgenden Kapitel wird das Vorgehen bei der Durchführung der Interviews sowie der anschließenden Auswertung beschrieben. Zunächst wird näher auf die Rahmenbedingungen der Interviews und die spezifischen Herausforderungen eingegangen. Anschließend wird der Prozess der Aufbereitung und Auswertung des Datenmaterials beschrieben, wobei insbesondere die angewandte qualitative Inhaltsanalyse und die Kategorienbildung nach Kuckartz (2018) erläutert werden.

4.4.1 Durchführung der Interviews

Die Zielgruppe des vorliegenden Forschungsdesigns entspricht der primären Zielgruppe der Plattform DuDa, nämlich Menschen mit Lernschwierigkeiten und/oder Behinderungen. Diese verfügen aufgrund ihrer eigenen Nutzungserfahrungen über besondere Expertise hinsichtlich individueller Wahrnehmung, Nutzung und Bedeutung der Plattform und können ihre persönlichen Erfahrungen entsprechend schildern (Caritas Wien - DuDa, o. J.). Die Teilnehmer*innen mussten außerdem volljährig sein, in Österreich wohnen, eine langfristige Beeinträchtigung haben und bereits seit mindestens drei Monaten wöchentlich an DuDa-Stunden teilnehmen. Ziel war es, eine möglichst heterogene Stichprobe zusammenzustellen, die sich durch verschiedene Altersgruppen, Erfahrungen mit dem Thema Einsamkeit sowie Lebens- und Betreuungssituationen auszeichnet.

Die Entscheidung darüber, wie viele Interviews für ein fundiertes Bild ausreichen, ist von verschiedenen dynamischen Faktoren abhängig, die sich – dem Grundsatz der Offenheit der Forschung folgend – häufig erst im Verlauf der Datenerhebung und -analyse klären. Vor Beginn des Erhebungsprozesses war es entsprechend schwierig vorherzusehen, wann eine ausreichend breite Datengrundlage erreicht sein würde. Schließlich wurde anhand der „information power“ (Malterud et al., 2016, S. 1753) entschieden. Das Konzept priorisiert Qualität, Angemessenheit und Relevanz anstelle der reinen Anzahl geführter Gespräche (Karmasin, 2019). Ein zufriedenstellender Informationsstand wurde nach 10 Interviews erreicht, zu einem Zeitpunkt, als zu bemerken war, dass die Gespräche keine

maßgeblich neuen Erkenntnisse mehr lieferten. Zugleich umfasste diese Stichprobe alle Personen, die die zuvor festgelegten Auswahlkriterien erfüllten, da keine weiteren Teilnehmenden bekannt waren, die über einen Zeitraum von mindestens drei Monaten mindestens einmal wöchentlich an DuDa teilgenommen hatten.

Insgesamt wurden zehn Interviews zwischen Oktober und Dezember 2025 im östlichen Niederösterreich durchgeführt. Die Teilnehmer*innen wurden mithilfe eines Aufrufes in leichter Sprache (siehe Anhang) zum Interview eingeladen. Dafür hatten sie die Wahl zwischen einem persönlichen oder Zoom-Gespräch, wodurch ihnen maximale Flexibilität gewährt werden sollte (Hennink et al., 2020). Der Videokonferenzanbieter Zoom gilt als recht zugänglich für Menschen mit geringem technischem Vorwissen (Lobe et al., 2020). Da es außerdem als Kommunikationstool in den DuDa-Stunden verwendet wird, konnte sichergestellt werden, dass alle Interviewteilnehmenden die relevanten Fähigkeiten zur Nutzung besitzen (Caritas, 2024).

Tatsächlich fanden die Gespräche überwiegend persönlich an einem von den Teilnehmer*innen ausgewählten Ort statt, was angesichts der vulnerablen Zielgruppe und der sensiblen Thematik auch methodisch angemessen erschien. Nur ein Interview wurde aus gesundheitlichen Gründen per Zoom durchgeführt. Dieser persönliche Fokus ermöglichte eine gewisse Nähe und eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre. Vor jedem Gespräch wurde über Zweck, Thema und die Rahmenbedingungen der Forschung informiert. Zudem wurden die forschungsethischen Aspekte Freiwilligkeit, Vertraulichkeit und Anonymisierung besprochen sowie über die Audioaufnahme und die Möglichkeit eines Abbruchs informiert, um anschließend ein informiertes mündliches Einverständnis einholen zu können (Tietje, 2025).

Die offenen Leitfragen, welche bereits in leichter Sprache formuliert waren, wurden in jedem Interview individuell an die Gesprächspartner*innen angepasst. Dadurch konnten die Fragen an den sprachlichen Ausdruck und die kommunikative Kompetenz der jeweiligen Person angeglichen und dadurch das Verständnis gesichert werden. Diese empathische und flexible Haltung sollte auch Personen mit eingeschränktem Sprachvermögen oder geringer formaler Bildung ermöglichen, ihre Erfahrungen mitzuteilen, ohne durch einen unnatürlichen Gesprächsfluss oder zu akademische Ausdrucksweisen zusätzliche Hürden entstehen zu lassen. Zudem wurden die Fragen teilweise in anderer Reihenfolge als im Leitfaden vorgesehen und mit unterschiedlicher

Gewichtung gestellt, um dem natürlichen Sprachfluss der Interviewten nicht im Wege zu stehen.

Da den Interviewten die eigenständige Abstraktion von Gefühlen oder Erfahrungen häufig schwerfiel, gestaltete es sich zum Teil herausfordernd, geschlossene Fragen vollständig zu vermeiden oder nicht durch die Art der Fragestellung eine Antwort zu suggerieren. Hier liegt auch eine Grenze klassischer qualitativer Interviewmethoden im Kontext von Personen, die Schwierigkeiten mit der Elaboration von Emotionen oder nicht alltagsnahen Themen haben (Sigelman et al., 1981). Es ließ sich feststellen, dass weniger abstrakte oder stärker konkretisierte Fragen häufig zu klareren Antworten führten. Die Verwertbarkeit solcher Aussagen muss jedoch mit kritischem Blick reflektiert werden: geschlossene Fragen können zwar besser verständlich sein und leichter eine Antwort provozieren; zugleich besteht jedoch die Gefahr, dadurch die Vorstellungen der Forschenden widerzuspiegeln und die Antworten in eine bestimmte Richtung zu lenken. Auch gibt es unterschiedliche Hinweise hinsichtlich der Tendenz von Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, geschlossene Fragen mit „Ja“ zu beantworten (Niediek, 2016). Daher wurde in der nachgehenden Analyse stark auf etwaige methodische Schwächen in der Fragestellung geachtet und entsprechende Aussagen teilweise weniger stark gewichtet oder ganz aus der Analyse herausgelassen.

Während des gesamten Erhebungsprozesses und in fast allen Interviewsituationen zeichnete sich ein Spannungsfeld zwischen methodischer Stringenz und einer respektvollen, empathischen Gesprächsführung ab. Einerseits beansprucht ein Gespräch im Forschungskontext eine thematische Gebundenheit und den Fokus auf den Gegenstand, um relevante Aussagen für die spätere Analyse zu generieren. Andererseits spiegelt die natürliche Kommunikationsweise der Interviewteilnehmer*innen auch ihre Lebensrealität wider und zeigt möglicherweise Themen auf, die durch die Leitfragen allein nicht exploriert worden wären. Entsprechend wurde situativ abgewogen, in welcher Situation strukturierend eingegriffen wurde, um dem Forschungsauftrag gerecht zu werden und wo vermeintlich "abschweifenden" Erzählungen mehr Raum gegeben wurde.

Neben den oftmals inhaltlich belastenden Aussagen der Interviewten ergaben sich auch Herausforderungen für die Auswertung. Häufiges Abschweifen, metaphorische Ausdrücke, sehr kurze oder sprachlich reduzierte Antworten erschwerten sowohl die Interviewführung selbst als auch die anschließende Systematisierung. Die als anstrengend und ermüdend empfundene Gesprächssituation beeinflusste auch die Länge des

Interviews, welche sich zwischen 25 Minuten und knapp über einer Stunde bewegte. Bei einigen Interviewpartner*innen war deutlich spürbar, dass die Konzentration nach oft nur wenigen Minuten abnahm, die angebotenen Pausen wurden jedoch kaum wahrgenommen.

Nach Durchführung von zehn Interviews zeigten sich klare Muster und Kategorien. Weitere Gespräche hätten voraussichtlich keine grundlegend neuen inhaltlichen Aspekte mehr hervorgebracht, sondern vor allem bereits bekannte Themen bestätigt. Das letzte der zehn Interviews trug durch seine inhaltliche Dichte und die gleichzeitige Innen- und Außensicht der interviewten Person dazu bei, einige bereits angesprochen, aber häufig nicht ausreichend präzisierte Aspekte in einen stimmigen Zusammenhang zu bringen. Es bildete damit einen guten Abschluss der Erhebungsphase.

4.4.2 Datenauswertung

Die Interviews wurden mithilfe des KI-Tools TurboScribe automatisch transkribiert und anschließend manuell kontrolliert, verbessert und mit Time-Stamp versehen. Aufgrund undeutlicher Aussprache oder spezieller Ausdrucksweise vieler Interviewteilnehmer*innen mussten einige Gespräche nahezu vollständig manuell verschriftlicht werden. Die Transkription orientiert sich an den Transkriptionsregeln für die computergestützte Auswertung von Kuckartz (2018). Zur Vereinfachung von Lesbarkeit und Analyse wurde die Sprache im Allgemeinen und Dialekte im Besonderen auf Schriftdeutsch angepasst, sofern dies den Sinn der Aussage nicht veränderte. Auf die Änderung einiger sprachlicher Eigenheiten wurde dann verzichtet, wenn der Dialekt relevanten Kontext produzierte oder Bedeutung enthielt, die nicht eindeutig übersetzt werden kann und eine Anpassung somit die Analyse verzerrt hätte. Nonverbale Äußerungen, Unverständliches und Störungen wurden ebenfalls gekennzeichnet.

Im Hinblick auf die in 4.3.3 beschriebene Herausforderung, Neutralität zu wahren bzw. Reflexivität über eigenes Vorwissen in jeden Schritt des Forschungsprozesses einzubinden, wurde während der Auswertung konsequent auf Materialnähe und enge Orientierung an den Transkripten geachtet.

Im ersten Schritt der Auswertung wurden deduktiv aus den Forschungsfragen grobe Hauptkategorien abgeleitet: „Subjektiver Nutzen von DuDa“, „Einsamkeitserleben Ausgangslage“, „Wirkung von DuDa auf das Einsamkeitserleben“, „Nutzung des DuDa-Raums“, „DuDa als Third Place“. Aus dem theoretischen Teil konnten weitere Subkategorien abgeleitet werden, noch ohne dabei zu spezifisch zu werden (Kuckartz,

2018). Besonderer Wert wurde auf die Trennschärfe und präzise Zuordnung auf das Material gelegt, wie es auch Kuckartz (2018) betont.

Für die Organisation und anschließende Kodierung des Interviewmaterials wurde die Software MAXQDA eingesetzt und damit das gesamte Material systematisch hinsichtlich jener Textstellen durchgearbeitet, welche zu den entwickelten deduktiven Kategorien passen.

Während des ersten Kodierdurchgangs fielen bereits einige neue Aspekte auf, aus denen im zweiten Kodierschritt neue Kategorien entwickelt wurden. Diese induktive Bildung von Subkategorien erfolgte größtenteils innerhalb der festgelegten Hauptkategorien; in einzelnen Fällen ließen sich aber nicht alle neuen Codes direkt eindeutig einer Oberkategorie zuordnen. Diese Codes wurden zunächst separat geführt und im weiteren Analyseverlauf entweder bestehenden Kategorien zugeordnet oder sich für die Einführung einer weiteren Oberkategorie entschieden, welche die neuen Codes gut bündelt und relevant für die Beantwortung der Forschungsfragen ist.

In einem Codebuch (siehe Anhang) wurden Definitionen der Kategorien sowie Anwendungsbeispiele tabellarisch festgehalten. Diese Tabelle wurde im weiteren Verlauf der Analyse durch passende Ankerzitate ergänzt und unterstützte eine möglichst dichte und präzise Kodierung, indem die Kategorien konsequent an das empirische Material rückgebunden wurden. Außerdem gewährleistet diese Dokumentation Nachvollziehbarkeit und Transparenz, die Kuckartz (2018) für die qualitative Inhaltsanalyse betont.

Auf Basis dieses vollständigen Kategoriensystems, bestehend aus deduktiv und induktiv entwickelten Kategorien, wurde das gesamte Material ein weiteres Mal kodiert. Schließlich wurden die kodierten Inhalte innerhalb der Kategorien systematisch gesichtet, verglichen und verdichtet, um zentrale Schwerpunkte einerseits, wichtige Unterscheidungen und Kontraste andererseits herauszuarbeiten.

5 Ergebnisse

Das nachfolgende Kapitel präsentiert die zentralen Ergebnisse der empirischen Untersuchung, basierend auf der qualitativen Auswertung der geführten Interviews.

5.1 Übersicht über die Interviewpartner*innen

Untenstehend werden zunächst demografische sowie für die Fragestellungen dieser Arbeit relevante Informationen knapp erfasst. Wie in Abschnitt 4.4.1 beschrieben, wurden Interviewteilnehmenden ausgewählt, die seit mindestens drei Monaten und wöchentlich am DuDa-Programm teilnehmen. Alle leben mit einer körperlichen Behinderung, einer psychischen Erkrankung oder einer ausgeprägten Lernschwierigkeit. I1 und I10 nehmen eine Doppelrolle ein, da sie neben gleicher Teilnahme an den virtuellen DuDa-Treffen auch für wenige Stunden als Interessensvertreter*innen im Projekt angestellt sind. Entsprechend können sie sowohl aus einer Innen- als auch einer Außenperspektive berichten und dadurch wertvolle Erkenntnisse liefern. Im Vorhinein wurde mit allen Gesprächspartner*innen, insbesondere aber mit diesen zwei Personen., das Thema Vertraulichkeit besprochen. Damit sollten sozial erwünschte Antworten, welche aufgrund des Arbeitskontextes noch stärkere Tragweite besitzen würden, unwahrscheinlicher gemacht werden.

Soziodemografische Übersicht über das Sample und die DuDa-Nutzung

	Geschlecht	Alter	Wohnumfeld/ Betreuungssituation	DuDa Nutzung
I1	m	38	Allein in Wohngruppe	Mehrmals wöchentlich
I2	w	62	Allein & privat mit Wohnassistenz	Mehrmals täglich, jeden Tag, an dem Stunden stattfinden
I3	w	45	Allein & privat mit Wohnassistenz	Regelmäßig zu ausgewählten Formaten
I4	w	49	Mit Partner; mit Wohnassistenz	Unregelmäßig und schwankend; 2-3x wöchentlich angestrebt
I5	w	54	Allein & privat; mit Wohnassistenz	Regelmäßig, fast täglich
I6	m	27	In teilbetreuter WG	Bereits länger, aber unregelmäßig
I7	w	46	Mit Partner; mit Bezugsbetreuer* innen	Seit Beginn des Projektes sehr regelmäßig und in fast allen Formaten
I8	m	42	Allein, in Tagesstruktur	Punktuell, aber regelmäßig zu bestimmten Formaten
I9	m	36	In teilbetreuter WG	Punktuell, zu bestimmten Formaten
I10	w	40	Bei Eltern	Mehrmals wöchentlich, in verschiedenen Rollen (moderierend, co-moderierend oder teilnehmend)

5.2 Soziales Netz und Einsamkeit unter DuDa Teilnehmenden

Um sich der Frage zu nähern, ob DuDa unter MmB ein erleichternder Faktor im individuellen Umgang mit Einsamkeit sein kann, ist es unumgänglich, zunächst die Ausgangslage der betroffenen Personen hinsichtlich ihres sozialen Netzwerkes, ihre Einsamkeitserfahrungen sowie Wünsche und Bedürfnisse zu betrachten. In den Interviews zeichnete sich ein vielschichtiges Bild, in dem Einsamkeit unterschiedlich erlebt und bewertet wird.

Während sich zwar niemand als vollständig sozial isoliert beschreibt, zeigt sich dennoch eine klare Tendenz: die Gesprächspartner*innen haben wenige bis keine Freund*innen, enge Kontaktpersonen sind zumeist innerhalb des familiären Kreises oder einer

Partnerschaft verortet und Betreuungspersonen oder medizinisches Personal werden als relevante Alltagskontakte wahrgenommen. Doch lassen sich auch innerhalb dieses Rahmens unterschiedliche Ausprägungen feststellen: Einige beschreiben ein kleines Umfeld aus Familie, Partner*innen und einzelnen Freund*innen, andere erzählen, sie hätten im Laufe ihres ganzen Lebens noch nie freundschaftliche Kontakte gehabt (I2, Pos. 84; I3, Pos. 76; I4, Pos. 7; I5, Pos. 5; I6, Pos. 13). Die Familie wird häufig als die größte Konstante beschrieben (z.B. I7, Pos. 36; I8, Pos. 97). Mehrere Interviewte berichten auch von Betreuer*innen, Heimhilfen oder Therapeut*innen, die sie regelmäßig im Alltag unterstützen und damit verlässliche soziale Interaktionen sichern. Auch Wohngruppen, teilbetreutes Wohnen in WGs oder Tagesstrukturen werden als soziale Kontexte genannt. Eine Person beschreibt dies konkret: „Jetzt ist es eine mobile Betreuung, das heißt, dass zwei Mal in einer Woche, ich habe zwei Betreuer, die jeweils in einer Woche jeweils einmal kommen“ (I1, Pos. 92).

Ihre eigene Behinderung oder Krankheit nennen manche als Erklärung dafür, weshalb ihnen die Pflege freundschaftlicher oder partnerschaftlicher Beziehungen schwerfällt. Die körperlich oder psychisch bedingte Schwierigkeiten damit, die eigene Wohnung häufig oder eigenständig zu verlassen, Reizüberflutung im öffentlichen Raum oder in Gruppensettings sowie eingeschränkte Kommunikationsfähigkeiten werden in diesem Kontext erwähnt (I2, Pos. 94; I3, Pos. 6 & 26; I4, Pos. 7). Eine Person erzählt beispielsweise, Ablehnung aufgrund eines Sprachfehlers zu erfahren: „Freunde find ich auch schon schwer. Wegen dem scheiß Stottern. Das nervt sie immer gleich, das haben sie nicht so gern“ (I8, Pos. 18).

Die Interaktion mit dem Bekanntenkreis vollzieht sich nicht nur in der analogen Lebenswelt: es wird von im Internet gefundenen Freundschaften erzählt, welche mithilfe von Messenger-Diensten oder Telefonaten gepflegt werden. Diese scheinen ohne physische Treffen zu bestehen. Auch DuDa-Kontakte werden in diesem Kontext genannt; eine Person beschreibt sogar, dass ihre einzigen neuen Kontakte durch die Plattform entstanden sind (I5, Pos. 52).

Dieser kleine soziale Kreis übersetzt sich nicht bei allen Interviewten in eine erlebte Einsamkeitserfahrung. Während einige berichten, sich dauerhaft einsam zu fühlen, beschreiben andere, das Gefühl lediglich situativ wahrzunehmen oder in der Vergangenheit in einzelnen Lebenssituationen verspürt zu haben. Wieder andere verneinen Einsamkeit ausdrücklich oder ordnen Alleinsein als einen für sie normalen und

akzeptierten Zustand ein. So sagt eine Person: „Ich bin zufrieden, ja. Wenn ich alleine bin, dann bin ich halt alleine. Das gehört bei mir dazu“ (I8, Pos. 124). Einsamkeit wird hier nicht als Problem, sondern als Teil der eigenen Lebensrealität und der von anderen MmB beschrieben (I10, Pos. 43). Stark spiegelt sich das auch in einer anderen Aussage wider:

„Also Einsamkeit (...) also ich hab zum Beispiel keinen Unterschied gespürt zwischen Corona und davor. Also so sind halt die Lebensstrukturen bei mir, sozusagen. Also da war davor fast nichts da, währenddessen sowieso nicht. Also was da oft andere erzählen, dass sie dort und dort und dorthin fahren und die und die und die treffen. Oder auf Urlaub fahren oder so. Manchmal habe ich das Gefühl, ich lebe halt am Mond“ (I3, Pos. 82)

Andere berichten hingegen, sich dauerhaft einsam zu fühlen und äußern den ausdrücklichen Wunsch nach einem größeren, aktiveren oder gleichgesinnteren Freundes- oder Bekanntenkreis (z. B. I2, Pos. 88; I3, Pos. 78; I4, Pos. 75). In mehreren Erzählungen wird Einsamkeit auch mit Umbrüchen in den Lebensumständen, wie einer schweren Erkrankung, dem Tod von wichtigen Kontaktpersonen, der COVID-19 Pandemie oder dem Ausschluss von Gruppen oder der eigenen Familie erklärt: „Die einen wollten mit den anderen was machen, mich haben sie dann auf die Seite gestoßen“ (I10, Pos. 108). Das Material zeigt also ein breites Spektrum an Erfahrungen im Umgang mit Einsamkeit.

5.3 Zwischenmenschliche Beziehungen im DuDa-Raum

Im Folgenden werden Ergebnisse präsentiert, die zeigen, in welcher Tiefe und Intensität die Beziehungen zwischen den DuDa-Teilnehmenden gelebt werden. Dabei wird unterschieden zwischen der Beschreibung von dyadischen Freundschaften und deren wahrgenommener Intensität, dem Erleben der Gruppe und deren Dynamiken sowie der Zugehörigkeit und Identifikation mit einzelnen Mitgliedern und der Gruppe als solches.

5.3.1 Tiefe der Beziehungen

Als sozialer virtueller Ort für Austausch und Begegnung ist anzunehmen, dass die persönlichen Beziehungen zwischen den Nutzer*innen das Erlebnis und die Wahrnehmung des Angebots maßgeblich prägen. Im folgenden Abschnitt wird gezeigt, wie die an den Interviews teilnehmenden Personen ihre Beziehungen innerhalb des DuDa-Raums beschreiben und gestalten. Der Fokus liegt hier zunächst auf den 1:1-Beziehungen, nicht auf Gruppen- oder Gemeinschaftserleben.

Die Interviews zeigen, dass sich zwischenmenschliche Beziehungen in DuDa bzw. die Wahrnehmung und Einordnung dieser auf einem breiten Spektrum bewegen: von lockeren Kontakten über vertraute Bezugspersonen bis hin zu Beziehungen, die mit echten Freundschaften oder familiären Bindungen verglichen werden. Für einige sind die Kontaktpersonen im Online-Raum die einzigen dieser Art, für andere stellen sie lediglich eine Ergänzung zum bestehenden sozialen Netz außerhalb dar.

Die Interviewten verwenden unterschiedliche Begriffe und Beschreibungen, um ihre persönlichen Beziehungen im DuDa-Raum zu charakterisieren. Von der eher distanzierten Einschätzung „Ich denke schon, dass es mehr als Bekanntschaft ist, aber unter Freundschaft gehört, glaube ich, noch ein bisschen mehr dazu“ (I3, Pos. 41), über das nüchterne „Ja, Freunde halt“ (I8, Pos. 26) bis hin zum Vergleich mit einer Familie – „Der verlorene Bruder, die verlorene Schwester. So irgendwie (lacht). Das fühlt sich für mich so an“ (I2, Pos. 76), finden sich unterschiedliche Wahrnehmungen hinsichtlich der Art und Tiefe der Beziehungen in der virtuellen Gemeinschaft.

Die Wahl der Begriffe deutet darauf hin, dass Nähe unterschiedlich benannt und bewusst differenziert wird: Während einige den Begriff Freund*innen oder sogar beste Freund*innen (z.B. I3, Pos. 26; I7, Pos. 74) verwenden, um Beziehung und Nähe zu bestimmten Personen zu beschreiben, gehen andere vorsichtiger mit dieser Bezeichnung um. Statt von Freundschaften zu sprechen, beschreiben sie ihre Beziehungen eher damit, dass man vergleichbare Erfahrungen teile, sich gut verstehe oder regelmäßig miteinander in Kontakt stehe (I2, Pos. 30; I4, Pos. 21).

Dass ein regelmäßiger Austausch und gegenseitige Unterstützung auch über den zeitlich und formell begrenzten Rahmen der DuDa-Stunden hinaus den Nutzer*innen ein Bedürfnis ist, zeigen die Interviews ebenfalls. Mehrere pflegen einen lebhaften Austausch über Messenger-Dienste oder telefonieren außerhalb der Zeiten, in denen sie sich gemeinsam im DuDa-Raum befinden (I1, Pos. 36; I2, Pos. 102; I4, Pos. 30; I5, Pos. 50). In einigen dieser Aussagen wird Nähe und Zuwendung sichtbar, etwa wenn beschrieben wird, dass man sich um das Wohl des anderen Sorge und dafür zum Teil selbst nachts Kontakt hält (I2, Pos. 102; I5, Pos. 50; I7, Pos. 34). Auch das Wahren persönlicher Grenzen durch das bewusste Unterlassen eines Kontaktversuches, wenn er oder sie nicht in der richtigen Verfassung dafür ist, wird thematisiert:

„Mit der [Person aus Projektteam] habe ich gerade geschrieben, bevor du gekommen bist.
[Teilnehmerin] habe ich noch nicht geschrieben, weil wenn es der nicht gut geht,

lasse ich es. Weil die soll sich schonen. Das ist wichtig. Die [Teilnehmerin] telefoniert mit mir und dann geht sie später einkaufen“ (I7, Pos. 62).

Andere Personen hingegen wünschen sich hingegen intensiveren Austausch und bedauern, dass dieses Bedürfnis unerfüllt bleibt (I4, Pos. 25; I8, Pos. 22 und 48). Auch erkennen viele Teilnehmende Grenzen hinsichtlich der erreichten oder erreichbaren Tiefe der Beziehungen. Ein Grund dafür ist beispielsweise, dass die Kontakte eben nicht in die offline Welt hineinreichen, persönliche Treffen entweder nicht gewollt, schwierig zu organisieren oder gar unmöglich seien. Daher sei die Verbundenheit nur schwer zu beurteilen (I2, Pos. 49; I4, Pos. 23). Außerdem führen die Interviewten an, dass man sich zwar freue, einander zu sehen, für eine richtige Freundschaft jedoch nicht ähnlich genug sei (I3, Pos. 96), sich noch zu kurz kenne würde (I1, Pos. 56) oder für eine richtige Freundschaft etwas fehle (I4, Pos. 75). Neben der Enttäuschung über nicht realisierbare gemeinsame Unternehmungen wird in einem positiven Licht das Gefühl benannt, sich im Ernstfall aufeinander verlassen zu können (I3, Pos. 41 und 78).

5.3.2 Zugehörigkeit und Gruppengefühl

Die Interviews zeigen, dass der DuDa-Raum von den Teilnehmenden als Treffpunkt für Erfahrungsaustausch und ungezwungene Kommunikation erlebt wird. Die regelmäßigen Begegnungen in einer von relativ hoher Stabilität gekennzeichneten Gruppenkonstellation lassen ein vertrautes Gemeinschaftsgefühl entstehen. Mehrere Teilnehmende vergleichen dieses Gefühl mit Qualitäten, die idealtypisch mit Familie verbunden werden: verstanden zu werden und sicher zu sein (I2, Pos. 15; I7, Pos. 201). Andere Aussagen gehen in dieselbe Richtung, emotionalisieren die Gruppe jedoch nicht ganz so stark. Ein Interviewter vergleicht die Gesamtheit der DuDa-Teilnehmenden mit einer Wohngemeinschaft. Diese Metapher wird zwar nur durch ihn genau so wörtlich aufgegriffen, doch finden sich im Material einige Passagen, welche zur WG-Konnotation passen: eine beständige Gruppe an Menschen, die „im selben Boot sitzen“, deren Zusammenhalt jedoch nicht zwingend durch ähnliche Interessen oder resonierende Charaktereigenschaften entstanden sei, sondern vielmehr dadurch, ähnliche Rahmenbedingungen und Herausforderungen zu teilen, die zum Teil im Zusammenhang mit der Behinderung stehen (I3, Pos. 26; I5, Pos. 60; I10, Pos. 35).

Dass Hobbies oder Interessen nicht immer dieselben sind, spielt im DuDa-Kontext offenbar keine zentrale Rolle; eher wird die Durchmischung von einzelnen Interviewpartner*innen als etwas Positives gesehen (I9, Pos. 113). In dieses Schema

passen auch Aussagen darüber, dass allein die Existenz des DuDa-Raumes und die damit verbundene theoretische Möglichkeit zum Austausch mit Personen in ähnlichen Situationen, Beruhigung erzeugen können (I1, Pos. 40; I4, Pos. 21). Auch das Gefühl, „nach Hause“ zu kommen, dort Akzeptanz und Sicherheit zu finden sowie Freud und Leid teilen zu können, ohne unbedingt eine enge dyadische Freundschaft zu führen, ähnelt dem Bild der Wohngemeinschaft, in der die Mitglieder Verständnis und Geborgenheit verspüren (I2, Pos. 19; I3, Pos. 43; I10, Pos. 19 und 58). Gleichzeitig wird anhand des Materials deutlich, dass ein Zugehörigkeitsgefühl nicht bei allen Teilnehmenden vorherrscht und sich insbesondere nicht sofort einstellt, sondern dafür Zeit benötigt wird (I1, Pos. 56; I2, Pos. 59; I3, Pos. 26).

5.3.3 Soziale Zusammensetzung und Dynamik der Gruppe

Die Gruppe der DuDa-Teilnehmenden wird insgesamt als divers und heterogen beschrieben. Die Besucher*innen des Online-Raums scheinen sich untereinander zu kennen und wissen über Persönlichkeitsmerkmale der anderen Bescheid. Eine Person beschreibt das folgendermaßen: „Ja, also die Teilnehmer sind eigentlich alle bunt gemischt, auch mit ihren Begabungen, Schwächen, Stärken und Sonstiges, das ist sehr spannend“ (I3, Pos. 26).

Zugleich erleben die Teilnehmenden die Gruppe als stabil, da viele Personen regelmäßig wiederkehren und sich untereinander kennen. Das zeigt sich im Wissen über das jeweilige Nutzungsverhalten, die Kommunikationsweisen sowie individuelle Besonderheiten der anderen. Die Teilnehmenden erwähnen in den Interviews beispielsweise, wer tendenziell mehr spricht, wer sich zurückhält oder wer regelmäßig an bestimmten Formaten teilnimmt (z. B. I3, Pos. 32 und 40; I2, Pos. 72; I4, Pos. 48 und 100)

Gleichzeitig wird die Gemeinschaft als offen gegenüber neuen Mitgliedern wahrgenommen. Besuchen neue Menschen DuDa, werden sie laut den Interviewteilnehmer*innen mit Offenheit und Neugier empfangen. Eine Person beschreibt, dass neue Menschen im Raum recht schnell Vertrauen aufbauen könnten und dass die Gruppe in der Lage sei, sich entsprechend anzupassen: „Ich glaube, dass die Leute relativ positiv auf Neue reagieren, oder dass die Gruppen ganz, ganz gut so sind, dass neue Leute schnell Vertrauen kriegen, und dass sich die Gruppe auch neu ordnen kann“ (I10, Pos. 33). Eine andere empfindet den ersten Kontakt zu neuen Gruppenmitgliedern zwar als „eigenartig“, bezeichnet sie jedoch zugleich als „neues

Familienmitglied“, was die wahrgenommene Nähe zwischen den Nutzer*innen widerspiegelt (I2, Pos. 76).

Für die Befragten ist die Gruppengröße relevant, jedoch haben sie in dieser Hinsicht unterschiedliche Bedürfnisse. Während die einen die Gruppe bereits als zu groß empfinden, äußern andere den Wunsch nach weiteren Teilnehmenden. Zu den genannten Gründen für eine kleinere oder zumindest beschränkte Anzahl an Personen pro Stunde zählen die Praktikabilität bei Spielen, der allgemeine Redefluss und die hohe Wertigkeit, dass jede*r ausreichend zu Wort kommt (I4, Pos. 106; I10, Pos. 123). Eine überschaubare Gruppengröße wird hier als Voraussetzung dafür beschrieben, sich aktiv beteiligen zu können. Zu viele Personen, aufgrund derer man nicht zum Reden käme, werden auch als Problem genannt (I3, Pos. 56). Für eine größere Gruppe spricht laut den Interviewten beispielsweise, dass das die Chance erhöhe, weitere Personen kennenzulernen, mit denen sie sich gut verstehen (I4, Pos. 102).

5.4 Funktionen des DuDa-Raums aus Perspektive der Teilnehmenden

Durch die Interviews wurde deutlich, dass neben den zuvor angeführten sozialen Aspekten auch weitere Motivationen die Nutzung der Teilnehmer*innen beeinflussen. Diese können sich indirekt auf das Zugehörigkeits- oder Einsamkeitserleben, ebenso wie die „Third Place-haftigkeit“ auswirken. Daher werden im Folgenden Ergebnisse präsentiert, die zeigen, weshalb der DuDa-Raum noch genutzt wird und weshalb bzw. unter welchen Bedingungen bestimmte Eigenschaften als positiv oder negativ beschrieben werden.

5.4.1 Selbstbestimmte Teilhabe

Insgesamt beschreiben die Teilnehmenden ihre Teilnahme bei DuDa als freiwillig, flexibel und selbstbestimmt. Insbesondere die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, wann man teilnimmt, sich zurückzieht oder parallel anderen Aktivitäten nachgeht, wird betont. Die selbstbestimmte Nutzungsart, -dauer und -frequenz wird von den Interviewten als etwas Positives wahrgenommen, da diese Flexibilität es ihnen ermöglicht, ihre Teilnahme an ihren Alltag und ihre aktuellen Bedürfnisse anzupassen. Da es keine Verpflichtung zur Teilnahme gibt, können punktuell andere soziale Kontakte wie die Partnerperson, priorisiert oder man sich zurückzieht.

Die Offenheit, auch innerhalb der Stunden jederzeit kommen und gehen zu dürfen (I7, Pos.14), nicht reden zu müssen (I4, Pos. 46) und sich entsprechend ohne den Druck, zu Sprechen auch nur passiv beteiligen zu können oder nebenher andere Tätigkeiten zu

erledigen, wird als entlastend erlebt: „Also ich kann mir das immer einteilen, wann ich reinkomme oder auch nicht mehr reinkomme. Ja. Das passt mir super eigentlich“ (I6, Pos. 139). Auch geteilte Aufmerksamkeit wird dabei nicht als Widerspruch zur Teilnahme verstanden: „Ich meine, ich tue dann halt meistens was dazwischen, aber das heißt nicht, dass ich nicht zuhöre“ (I3, Pos. 90).

Darüber hinaus wird auch die Zwanglosigkeit, nicht unbedingt am geplanten Programm teilnehmen zu müssen, sondern unabhängig davon den Raum besuchen zu können, mehrmals erwähnt. Das zeigt sich beispielsweise im Kontext von Sportstunden, welche eine Teilnehmerin zwar besucht, jedoch nicht aus der Motivation heraus, wirklich Sport zu treiben, sondern um zu beobachten, wie sich Bewegung am jeweiligen Tag anfühlt (I2, Pos. 35). Diese wahrgenommene Freiheit spiegelt sich auch darin wider, dass Teilnehmende während der Treffen parallelen Aktivitäten wie Kochen oder dem Schreiben privater Nachrichten nachgehen (I2, Pos. 150 und 154). Weiterhin wird die Möglichkeit wertgeschätzt, DuDa sowohl auf mobilen Smartphones als auch mit stationären Endgeräten wie Laptops und PCs nutzen zu können. Die damit verbundene Freiheit, von unterwegs an DuDa Treffen teilzunehmen, ebenso wie dafür gerade nicht sein Zuhause verlassen zu müssen, wird gewürdigt (I1, Pos. 149; I4, Pos. 112; I6, Pos. 185).

5.4.2 Mitgestaltung und Selbstverwirklichung

In den Interviews beschreiben die Teilnehmenden eine zentrale Qualität von DuDa damit, dass sie eigene Ideen hinsichtlich der Inhaltsgestaltung oder Vorschläge zur Verbesserung des Angebots einbringen können. DuDa wird somit nicht nur als Raum des passiven, sondern auch des aktiven Partizipierens gesehen, auch wenn die Möglichkeiten dafür laut den Teilnehmenden nicht immer vollends ausgeschöpft werden können (I1, Pos. 156; I7, Pos. 211). Dort, wo die Vorschläge der Teilnehmenden aufgegriffen und umgesetzt werden, wird das als motivierend und positiv wahrgenommen (I4, Pos. 70). Eine Person beschreibt das mit den Worten: „Dass ich ein gewisses Mitspracherecht habe. Dass ich Vorschläge machen kann. Und dass die auch vielleicht, ich sage vielleicht, angenommen werden“ (I2, Pos. 61). Doch entsteht Unverständnis und Unmut, wo dies nicht der Fall ist (I1, Pos. 74; I1, Pos. 205 und 207).

Auf jenes „Gehörtwerden“ wird noch näher eingegangen; an dieser Stelle sind jedoch einige Passagen des Materials relevant, die zeigen, dass DuDa auch als Ort erlebt wird, an dem man die Freiheit hat, sich authentisch präsentieren zu können, ohne auf

Widerstände zu stoßen. Eine Person bringt zum Ausdruck, dass sie selten die Möglichkeit habe, so zu sein wie sie ist und dass sie den Online-Raum dazu nutze, das zu sein, „was [sie] sonst nicht sein darf“ (I2, Pos. 24). Dabei betont sie auch, dass sie innerhalb des Raumes, im Gegensatz zu ihrem sonstigen Leben, keinen Druck verspüre, perfekt zu sein oder alles richtig zu machen (I2, Pos. 47).

Neben dieser Art der Beteiligung eröffnen die Interviews auch noch eine inhaltliche Perspektive der Selbstverwirklichung. Das zeigt sich vor allem an themenbasierten DuDa-Stunden, welche persönliche Interessen im Raum sichtbar machen und somit zu Identifikation führen können. Beispielsweise wird in einem Interview betont, dass kreative oder künstlerische Betätigung im DuDa-Rahmen als etwas erlebt wird, das „einen fördert ... im eigenen Sein“, und „dass man sich findet dadurch“ (I4, Pos. 126). Kontrastierend dazu löst etwa die Fußballstunde unterschiedliche Gefühle bei den Interviewten aus, abhängig davon, ob sie sich mit dem Thema identifizieren und sich entsprechend einbringen können oder nicht. Während ein Interviewter positiv hervorhebt dass man dabei gut mitreden könne weil man sich auskenne und es schön ist, sich mit anderen Fußballbegeisterten auszutauschen, zeigt sich bei einer anderen Person Genervtheit darüber, dass es immer wieder um dasselbe Thema gehe (I2, Pos. 146; I8, Pos. 137).

Auffällig ist, dass das Erleben, sich selbst verwirklichen zu können oder seine eigenen Interessen gespiegelt zu sehen, häufig dort thematisiert wird, wo Teilnehmende Vergleiche zu anderen Lebensbereichen oder Erfahrungen ziehen (I2, Pos. 65). Einzelne berichten, dass ihre Beiträge oder Ideen in anderen Kontexten weniger anerkannt werden, während DuDa als Ort erlebt wird, in dem eigene Themen möglich sind: „Da [in der Tagesstruktur; Anm. d. Autorin] kann ich nicht über Fußball reden. Das ist das Wichtigste. Weil ich hab selber Fußball gespielt früher, weißt?“ (I8, Pos. 137).

5.5 Struktur und Atmosphäre im DuDa-Raum

Um zu analysieren, wie ein virtueller Raum gestaltet sein muss, um für die untersuchte Zielgruppe gegen wahrgenommene Einsamkeit unterstützend wirksam sein zu können und welche Hindernisse dabei bestehen, müssen die Rahmenbedingungen sowie implizite und explizite Regelsysteme des Raumes betrachtet werden. Entsprechend beschreibt der folgende Teil Gruppenstruktur, Zugänglichkeit, die Wahrnehmung von Sicherheit sowie die wahrgenommenen Grenzen von DuDa. Eine Darstellung der genannten Wünsche der

Interviewten hinsichtlich Regeln, Ausgestaltung, Besuchsfrequenz, Rollen und weiterer Bedürfnisse ergänzt den Abschnitt.

5.5.1 Stimmung und soziale Zusammensetzung

Aus den Interviews geht hervor, dass die kommunikative Stimmung während der DuDa-Stunden grundsätzlich von Ungezwungenheit, lockerem Umgang und lustigen Situationen gekennzeichnet ist (I2, Pos. 24; I4, Pos. 46 und 126; I6, Pos. 46). Spaß zu haben scheint ein großer Motivator zur Teilnahme zu sein, ebenso wie befreites Plaudern und Spielen (I1, Pos. 38; I2, Pos. 47; I6, Pos. 44 und 85). DuDa wird dabei teilweise von anderen sozialen Kontexten abgegrenzt, in denen diese Unbeschwertheit nicht so selbstverständlich möglich ist (I2, Pos. 24).

Der Raum wird auch als Gegenentwurf zu Situationen, in denen die eigenen Fähigkeiten und Grenzen überfordert werden, dargestellt. Ein Teilnehmer illustriert das am Beispiel, dass das kommunikative Tempo während der Online-Stunden nicht so hoch sei wie in anderen sozialen Situationen. Eher werde sich in DuDa an den kommunikativen Bedürfnissen der teilnehmenden Personen orientiert (I1, Pos. 23). Ein anderer Interviewter antwortet auf die Frage, ob es bei DuDa ähnlich sei wie in der Tagesstruktur, die er besucht: „Nein, in der DuDa ist es viel besser. Viel besser eigentlich“. Als Begründung folgt eine Aussage zu geringerem sozialen Druck: „Ja, weil da geht mir keiner am Arsch“ (I8, Pos. 117 und 119). Diese Aussage zeigt, dass das Zusammensein im virtuellen Raum weniger negative Emotionen auslöst als andere Kontexte, in denen sich die Teilnehmenden bewegen.

Doch äußern manche Teilnehmer*innen auch, dass es mit Anstrengung verbunden sei, lange zu reden oder den anderen zuzuhören (I5, Pos. 68; I9, Pos. 60). Auch wird es als unangenehm empfunden, wenn einzelne Personen zu viel Raum mit Erzählungen über ihre privaten Probleme einnehmen (I1, Pos. 40; I2, Pos. 126; I7, Pos. 90). Zudem sorgt die Kommunikation im DuDa-Raum auch für Unsicherheiten hinsichtlich des eigenen Verhaltens: „Oft halte ich mich dann gern zurück und dann habe ich wieder das Gefühl, ich gehe zu viel aus mir raus. Das ist so, das weiß ich nicht, das habe ich, glaube ich, online manchmal so“ (I4, Pos. 108).

Häufig werden negative Aussagen zur Dynamik im Raum mit einem bestimmten Format oder dessen Moderation verbunden. Beispielsweise empfinden manche Personen es als herausfordernd, sich auf die Inhalte der Lesestunde zu konzentrieren oder bewerten die Anleitungen in der Yogastunde als zu streng (I2, Pos. 156; I3, Pos. 46). Andere Aussagen

zeigen, dass schlichtweg nicht für jeden alle Formate gleich interessant oder passend sind: während manche den DuDa-Raum hauptsächlich wegen der Stunde zum Thema Fußball aufsuchen, können andere damit weniger anfangen (I2, Pos. 46; I8, Pos. 137; I9, Pos. 71). Besonderes Engagement einzelner Moderierender wird hingegen mehrfach positiv hervorgehoben und scheint maßgeblich zu einer gelungenen Atmosphäre beizutragen (I1, Pos. 200; I2, Pos. 102). So beschreibt eine interviewte Person eine Moderatorin anerkennend als „eine richtige DuDa-Frau“ (I5, Pos. 35).

5.5.2 Zugänglichkeit des Online-Formats

Dass DuDa ein reines Online-Format ist, wird unterschiedlich bewertet. Neben der flexiblen Teilnahme wird positiv hervorgehoben, dass weder Kraft noch Zeit noch organisatorischer Aufwand nötig sind, die für soziale Interaktion außerhalb des Wohnorts anfallen würden (I4, Pos. 112; I8, Pos. 34). Man bräuchte keine entsprechende Kleidung und spare sich Kosten für Getränke oder ähnliches, die bei Treffen an einem realen, konsumorientierten Ort anfielen. Im Vergleich zu einem echten Caféhaus oder anderen sozialen Treffpunkt äußert eine Teilnehmerin: „Aber es ist eigentlich noch mehr. Weil das online hat auch den Vorteil, dass man nicht schön gekleidet sein muss. Es ist sogar noch ein bisschen besser auf eine gewisse Art und Weise“ (I2, Pos. 45).

Der Weg hin zur ersten Teilnahme ist jedoch mit mehreren Problemen verbunden. Interviewpassagen zeigen, dass technische Unterstützung bei Installation und erstem Zugang nötig wäre, damit mehr Personen die Möglichkeit zur Teilnahme erhalten. Die Gesprächspartnerin, welche auch eine moderierende Rolle einnimmt, befürchtet sogar, dass technische Hürden bestehende Ungleichheiten in der Techniknutzung zusätzlich verstärken könnten, anstatt sie zu mindern:

„Also es reproduziert sich da eigentlich ein bisschen. Wenn wir diesen Schwung nicht schaffen, dann wird sich DuDa auflösen. Weil so viele Leute haben wir nicht, die kognitiv soweit in der Lage sind, diese Technik zu überwinden“ (I10, Pos. 119).

Schon der App-Download, der den Erstzugang schafft, erfordert Unterstützung, die weder durch das DuDa-Team noch durch andere Betreuungspersonen geleistet werden kann (I10, Pos. 113). Eine andere Person berichtet, dass ihre Wohnassistentin ihr zunächst von der Teilnahme abgeraten hätte, weil es mit der Verwendung des Handys einhergeht. Sie habe sich aktiv dafür einsetzen müssen, deutlich zu machen, dass sie genau dies lernen möchte (I3, Pos.5).

Die technische Komponente wird jedoch auch bei regelmäßigerer Nutzung als Hürde benannt. Viele stufen die App und ihre Verwendbarkeit als gut und vor allem besser als vorherige technische Lösungen ein (I4, Pos. 35; I5, Pos. 187). Dennoch haben manche Teilnehmende Probleme mit dem webbasierten Zugang oder bedauern, dass es die App nicht für alle Betriebssysteme und Endgeräte gäbe (I4, Pos. 33; I7, Pos. 294). Dass das DuDa-Programm videobasiert ist, wird hinsichtlich der Barrierefreiheit positiv hervorgehoben, da das Schreiben von Textnachrichten nicht alle beherrschen würden (I5, Pos. 182).

Neben diesen technischen Aspekten wird auch die Nutzer*innengruppe hinsichtlich der Offenheit für neue Mitglieder ambivalent eingeschätzt. Manche Personen wünschen sich mehr Neuzugänge, andere sehen aufgrund der sonst chaotischer werdenden Kommunikation bei fünf bis sechs Personen die Obergrenze oder empfinden manche Stunden bereits jetzt als zu voll (I1, Pos. 199; I2, Pos. 144; I3, Pos. 56). Einige Interviewteilnehmer*innen beschreiben eine neugierige Haltung der bestehenden Gruppenmitglieder, sobald eine unbekannte Person das erste Mal dabei ist. Diese erhöhte Aufmerksamkeit oder das „Beäugen“ wird von den Neuzugängen jedoch zum Teil als kritische Haltung aufgefasst und behindert für manche ein rasches Wohlfühlen im Gruppengefüge (I2, Pos. 78; I3, Pos. 26). Die Ergebnisse zum Gruppenerleben verdeutlichen jedoch, dass sich bei vielen Teilnehmenden nach dieser Phase des Ankommens eine Form von Zugehörigkeitsgefühl einstellt (I4, Pos. 54).

Auf inhaltlicher Ebene werden einzelne Programme als zu anspruchsvoll und nicht niederschwellig genug erlebt. Insbesondere das Sportprogramm interessiert manche Teilnehmende nicht oder wird als zu intensiv beschrieben. Eine Person ordnet auch die Spiele oder Rätsel als zu schwierig für sie ein (I3, Pos. 20; I4, Pos. 29; I5, Pos. 33). Demgegenüber stehen jedoch Aussagen, die zeigen, dass manche Lerninhalte als zu einfach empfunden werden, eine Gruppentrennung entlang der kognitiven Fähigkeiten jedoch abgelehnt wird (I2, Pos. 136 und 141).

5.5.3 Wahrnehmung von Sicherheit und Schutz

DuDa wird als sicherer Raum beschrieben, in dem sich die Teilnehmer*innen geschützt fühlen (I1, Pos. 59; I8, Pos. 111; I10, Pos. 82). Dieses Sicherheitsgefühl wird unter anderem damit begründet, dass im Rahmen der Treffen keine Erwartungen an die eigene Person oder Leistungserwartungen bestehen (I2, Pos. 47). Eine Person beschreibt DuDa als ein „geborgeneres Netz“ (I4, Pos. 114). DuDa wird in diesem Kontext zwar als Schritt

hinaus in die „Außenwelt“ wahrgenommen, der jedoch klein genug ist, dass er nicht mit Überforderung verbunden sei (I4, Pos. 132). Der Schutz der Gesprächsinhalte wird dabei sehr positiv bewertet: in Abgrenzung zu anderen sozialen Räumen wie Gasthäusern, können im Online-Raum andere Personen nicht ungefragt mithören (I3, Pos. 50). Dennoch beschreibt eine Person es als einschneidende neue Erfahrung, überhaupt diese Sichtbarkeit zu erleben (I4, Pos. 41).

Auch hinsichtlich persönlicher behinderungsbezogener Diskriminierungserfahrungen scheint DuDa als schützend wahrgenommen zu werden (I7, Pos. 168). In diesem Kontext wird hervorgehoben, dass manche Merkmale der Behinderungen zwar auch im Rahmen von DuDa sichtbar blieben, dort jedoch keine zentrale Rolle spielen (I8, Pos. 107 und I7, Pos. 203).

5.6 Wirkungen des DuDa-Raums

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass sich der regelmäßige Besuch von DuDa auf unterschiedlichen Ebenen auf die Teilnehmenden auswirkt. „Wirkung“ wird an dieser Stelle nicht im Sinne eines kausalen Zusammenhangs begriffen, sondern soll verdeutlichen, welche Funktionen die Befragten ihrer Nutzung zuschreiben. Dies umfasst sowohl emotionale Erfahrungen als auch alltagspraktische Aspekte.

5.6.1 Emotionale Entlastung und Resonanz

Die Interviews zeigen deutlich, dass die Teilnehmer*innen verschiedene emotionale Erfahrungen mit der Nutzung des DuDa-Raums verbinden. Manche beschreiben ein Gefühl der Erleichterung, was eine Person mit „Wo man einfach dann merkt, da fällt was ab“ umschreibt. Sie führt weiter aus, dass insbesondere das Besprechen von Problemen dazu beitrage, dass sie sich nach einer Stunde leichter fühle (I1, Pos. 30; I3, Pos. 46). Auch in depressiven Phasen kann DuDa Halt geben: Zu wissen, „man könnte da anknüpfen“, helfe, mit dem Zustand umzugehen (I4, Pos. 82).

In DuDa werden positive Emotionen wie Freude über schöne Erlebnisse geteilt und gespiegelt (I10, Pos. 58). Eine Person illustriert eine solche Interaktion folgendermaßen: „Dann schickt sie mir ein großes Herz (...) Das finde ich so herzlich. Das taugt mir.“ (I2, Pos. 102). Damit geht einher, dass die lustige und unbeschwerte Stimmung als wichtiger Nutzungsmotivator erscheint (I1, Pos. 32; I3, Pos. 46; I4, Pos. 126; I6, Pos. 46). Auch Erleichterung oder Stolz darüber, eine Stunde „ausgehalten“ oder Neues kennengelernt zu haben, werden beschrieben (I5, Pos. 68 & 152). Insgesamt wird häufig davon gesprochen, sich nach der Stunde besser zu fühlen; zugleich wird deutlich, dass der

Wegfall des Angebots mit Traurigkeit in Verbindung gebracht wird (I6, Pos. 85; I7, Pos. 78; I8, Pos. 131).

Die einleitende Frage nach dem aktuellen Befinden nimmt laut einiger Nutzer*innen viel Raum ein, wodurch das eigentliche Thema der Stunde häufig zu kurz komme. Dennoch wird sie im Hinblick auf das Gefühl, wahrgenommen zu werden, als wichtig empfunden. Ein Interviewter fasst diese Ambivalenz folgendermaßen zusammen: „Es hält dann halt sehr die Gruppe auf, habe ich das Gefühl, aber das ist auch der Stand der Dinge, dass es einem gut geht, und nicht übergesehen wird, also übersehen wird“ (I1, Pos. 26).

Diese positiven Emotionen werden teilweise direkt damit in Verbindung gebracht, dass sich die Teilnehmenden der Gemeinschaft zugehörig fühlen. Die Beschreibung des Gefühls, sich sowohl in seiner Persönlichkeit und seinen Bedürfnissen als auch mit individuellen Schwächen, Einschränkungen oder Grenzen akzeptiert zu fühlen, zieht sich durch zahlreiche Interviews (z. B. I1, Pos. 28; I2, Pos. 130; I4, Pos. 46; I7, Pos. 201; I8, Pos. 79; I10, Pos. 80). Mehrere Interviewteilnehmer*innen beschreiben in diesem Kontext, dass sie bei DuDa in ihrem eigenen Tempo agieren können, sei es beim Formulieren von Gedanken oder beim Teilnehmen an Aktivitäten und Spielen. Es bestehe nicht der Druck, schnell reagieren oder unmittelbar funktionieren zu müssen, wie in anderen Kontexten (I1, Pos. 23; I7, Pos. 172).

Die Möglichkeit, sich im Raum authentisch zu zeigen, in seiner Persönlichkeit wahrgenommen zu werden und Akzeptanz zu erfahren, wird positiv beschrieben und zum Teil in Abgrenzung zu anderen Lebensbereichen hervorgehoben. Eine Person zieht zudem einen Vergleich zur Social Media Plattform TikTok. Sie erklärt, dass TikTok zwar unterhaltsamer sei, dies aber nicht dem entspreche, was sie brauche. Sie wünsche sich etwas „für das Herz“, womit sie den persönlichen Austausch meint, den sie in DuDa findet (I2, Pos. 118). Diese Aussage ähnelt denen anderer Interviewter, die das Gefühl, gesehen und akzeptiert zu werden, als emotionale Stütze beschreiben. Bereits „das Verständnis alleine“ wird als haltgebend empfunden (I2, Pos. 130). Das Online-Format wird dabei nicht als hinderlich erlebt. Im Gegenteil: Auf die Frage, ob es online schwieriger sei, verstanden zu werden, antwortet eine Teilnehmerin, es sei „eigentlich mehr verständnisvoll“ (I5, Pos. 41).

Andere Aussagen zeigen, dass es die individuellen, doch aufgrund behinderungsbezogener Erfahrungen vergleichbaren Lebenssituationen sind, die die Teilnehmenden verbinden und Verständnis füreinander ermöglichen (I5, Pos. 60). Eine

Person beschreibt: „Die was dich so akzeptieren, wie du halt bist [...] Der eine macht dies, der andere macht das. Und da bist du behindert, da bist du behindert [...]. Aber die respektieren einen.“ (I7, Pos. 201, 205 und 207). In diesem Zusammenhang wird auch erwähnt, dass die ausbleibende Bewertung des jeweils Anderen und die Begegnung auf Augenhöhe positive Aspekte der virtuellen Gemeinschaft sind (I10, Pos. 35 und 93).

Doch es kommt auch die Kehrseite zur Sprache. Vereinzelt bestehen persönliche Konflikte zwischen Teilnehmenden, häufig aufgrund dessen, dass manche Personen zu viel Raum einnehmen. Hohe Gesprächsanteile einzelner Teilnehmer*innen oder das Teilen problembehafteter Themen werden von manchen als belastend wahrgenommen. Ebenso kommt es vor, dass sich Personen nicht verstanden fühlen oder eine als zu dominant wahrgenommene Moderation für negative Gefühle Sorge (I3, Pos. 46; I7, Pos. 90 und 152). Auch die Anstrengung, in einem stark kommunikativen Raum mitzuhalten, wird adressiert (I9, Pos. 60). Teilweise beschreiben die Interviewteilnehmenden die Stimmung als chaotisch und schwer zu strukturieren, da viele ihre Redeanteile einbringen wollen. Grundsätzlich könnten technische Funktionen zu einer klarer strukturierten Gesprächsatmosphäre beitragen (I1, Pos. 66). Zugleich scheinen diese Möglichkeiten in chaotischen Situationen jedoch nur begrenzt zu funktionieren (I2, Pos. 126; I9, Pos. 67).

5.6.2 Strukturierung des Alltags

Während eine befragte Person im Interview explizit äußert, sich seit der Teilnahme an DuDa aktiver darum bemühen zu müssen, das Haus zu verlassen, schreiben andere Teilnehmende dem Programm strukturierende und motivierende Effekte zu (I4, Pos. 9 und 84; I9, Pos. 228). Die regelmäßigen Termine bilden eine gewünschte Routine mit Fixpunkten, an denen die restlichen Aktivitäten des Tages ausgerichtet werden (I1, Pos. 181; I5, Pos. 13).

Auf die Frage, was für sie fehlen würde, gäbe es DuDa nicht mehr, antwortet eine Person: „Also der Tagesrhythmus wäre halt wahrscheinlich wieder durcheinander. Durcheinanderer. Weil so ist doch, aha, um 10 ist DuDa, bis dorthin muss das und das und das erledigt sein.“ (I3, Pos. 121). Dies verdeutlicht: Die Teilnahme an den Videokonferenzen hat sich für manche zu einer selbstverständlichen Gewohnheit entwickelt, die nicht mehr infrage gestellt wird und ohne die eine wichtige Beschäftigung fehlen würde (I9, Pos. 174). Vielmehr ist DuDa häufig selbstverständlich in den Alltag integriert, sei es als Start in den Tag oder als feststehender Termin, bis zu dessen Beginn andere Aktivitäten erledigt sein müssen (I5, Pos. 19; I8, Pos. 42). Dass es klare Anfangs-

und Endzeiten gibt, wird als positiv eingeordnet, auch wenn längere oder häufigere Einheiten erwünscht wären (I1, Pos. 144 und 186; I2, Pos. 144; I9, Pos. 138).

Die Antworten zeigen, dass das DuDa-Angebot weniger als spontane Beschäftigungsoption, sondern vielmehr als strukturgebender Fixpunkt oder gar „Highlight“ (I2, Pos. 11) im Alltag wahrgenommen wird. Diese Ankerpunkte wirken entlastend auf manche Teilnehmende, deren Tage ansonsten oft von wenig festen Verpflichtungen geprägt sind (I4, Pos. 190). Dabei reicht die Wirkung über die aktive Partizipation hinaus. Selbst an Tagen ohne geplante Teilnahme kann bereits das Wissen, dass der Online-Raum prinzipiell zugänglich ist und soziale Interaktion möglich wäre, für ein beruhigendes Gefühl sorgen. Eine Person umschreibt es mit dem Begriff „Sicherheitsnetz“ (I2, Pos. 130).

Darüber hinaus wird DuDa auch als Motivator gesehen: gegen Resignation (I4, Pos. 132) und für das morgendliche Aufstehen (I4, Pos. 84), für Bewegung (I9, Pos. 228) oder kreatives Schaffen (I4, Pos. 84). Für einzelne Teilnehmende sorgt das Angebot damit für mehr als bloße Strukturierung, sondern wird als Anregung für verstärkte Aktivität oder zu einer intensiveren Bezugnahme auf die eigene reale Umwelt erlebt. Eine interviewte Person verdichtet diese Beobachtung in der Aussage: „Ich sehe das so als Brücke in die Realität irgendwie“ (I4, Pos. 9 und 86).

5.7 Grenzen und Entwicklungsbedarfe

Neben den beschriebenen Funktionen werden in den Interviews auch Grenzen des DuDa-Raums sichtbar. Dass der Austausch ausschließlich online stattfindet, wird von mehreren Teilnehmenden als Grenze wahrgenommen. Perspektivisch wird der Wunsch geäußert, diesen Zustand durch einen realen Raum zum Austausch zu überwinden (z. B. I9, Pos. 99). Mehrere Interviewte erwähnen, dass bestimmte Qualitäten von Begegnung im virtuellen Raum nicht oder nur eingeschränkt erlebt werden können. Der persönliche Austausch fehle (I8, Pos. 163; I9, Pos. 105) und organisierte Treffen wären wünschenswert (z. B. I2, Pos. 126; I6, Pos. 215; I9, Pos. 89). Dieses Bedürfnis wird unterschiedlich begründet. Eine interviewte Person äußert, dass tiefergehendes Kennenlernen anderer DuDa-Teilnehmender eher im Alltag als über den Online-Raum möglich sei: „Aber so die Gemeinsamkeiten, glaube ich, könnte man eher so eher, so im Alltag eher rausfinden als über die Plattform“ (I4, Pos. 23). Eine andere Person erlebt das tatsächliche Sehen und Begegnen hingegen deshalb als fehlend, weil im digitalen Raum bereits enge emotionale Bindungen entstanden sind (I2, Pos. 98). Die Möglichkeiten, sich

„im echten Leben“ zu treffen, sind jedoch kaum gegeben. Weit voneinander entfernte Wohnorte sowie eine fehlende Bereitschaft oder mangelnde Möglichkeiten, sich tatsächlich zu besuchen, erschweren den Übergang vom Online-Kontakt zu persönlicher Begegnung (I3, Pos. 41; I8, Pos. 22 und 93).

Der Austausch in DuDa eröffnet für manche Nutzer*innen Vorteile, die sie offline aufgrund ihrer Behinderung oder Erkrankung nicht oder nur beschränkt erleben können. Doch geht aus den Interviews auch hervor, dass einige Probleme im Zusammenhang mit den individuellen Beeinträchtigungen nicht durch die Verlagerung in den Online-Raum aufgehoben werden können. Kommunikative Einschränkungen (I8, Pos. 73), Unsicherheiten in der Gesprächsführung (I9, Pos. 130) oder Schwierigkeiten beim Aufbau und Aufrechterhalten von Beziehungen (I3, Pos. 26 und 41) bestehen fort. Diese Herausforderungen werden teils als ebenso belastend erlebt wie im Offline-Kontext. Die Schilderung einer Person macht das deutlich: „Es [die Kommunikation; Anm. d. Verfasserin] fällt auch leicht, aber das Problem ist dieses scheiß Stottern. Desto länger, desto schwieriger das Reden“ (I8, Pos. 169).

Weiterhin wird die zeitliche Begrenztheit des Angebots an manchen Stellen negativ beschrieben, da der Austauschbedarf häufig größer sei als die dafür vorgesehenen 60 Minuten (I1, Pos. 134; I2, Pos. 144). Mehrmals wird der Wunsch nach längeren oder häufigeren Einheiten sowie nach Angeboten zu anderen Zeiten, die besser mit Verpflichtungen wie Arbeit vereinbar sind, geäußert (I1, Pos. 185; I7, Pos. 276 und 284; I9, Pos. 197). In diesem Kontext zeigen die Interviews auch, dass das festgelegte Ende jeder Stunde für manche Personen Gefühle von Leere oder erneuter Einsamkeit auslösen kann. Eine Teilnehmerin beschreibt, dass sie ihre Einsamkeit zwar während der Einheit kurz vergessen kann, fügt jedoch hinzu: „Aber wenn DuDa vorbei ist, dann falle ich auch wieder in ein Loch fast rein. Dann sind die lieben Leute schon wieder weg. Kruzefix!“ (I2, Pos. 98).

Darüber hinaus werden technische Rahmenbedingungen als Grenze thematisiert. Insbesondere Probleme mit der Internetverbindung oder andere technische Einschränkungen wie ausfallender Ton werden als störend beschrieben (I1, Pos. 159; I5, Pos. 107). Eine der interviewten Interessenvertretungen kommt sogar zur Einschätzung, dass der technische Zugang für einige Personen aus der Zielgruppe, die bislang noch nicht teilnehmen, eine ernstzunehmende Hürde darstellt: „so viele Leute haben wir nicht, die kognitiv so weit in der Lage sind, diese Technik zu überwinden. Mitmachen würden die

eh alle. Das geht eh“ (I10, Pos. 119). Eine andere Person äußert Bedenken hinsichtlich der Funktionalität der App. Aus ihrem Aufbau ginge für Personen, die nicht lesen können, nicht hervor, welche Moderator*innen am jeweiligen Tag die Stunden begleiten (I1, Pos. 149). Diese und weitere Grenzen sind auch im Hinblick auf die Frage relevant, wie niederschwellig und zugänglich der Raum tatsächlich gestaltet ist.

Neben den beschriebenen Grenzen fanden auch konkrete Entwicklungswünsche Raum in den Interviews. Generell würden die meisten Teilnehmer*innen eine Ausweitung des Angebots in Form längerer Einheiten, erhöhter Stundenfrequenz und zusätzlicher Treffen zu anderen Zeiten begrüßen. Inhaltlich wird häufig der Wunsch nach mehr Stunden mit Lerncharakter geäußert. Während DuDa bereits von einigen als Möglichkeit gesehen wird, etwas Neues zu lernen – „DuDa ist für mich lernen, ja.“ (I9, Pos. 170) – wünschen sich andere einen noch stärkeren Fokus darauf: „Mehr lernen, als nur unterhalten. Das ist so mein Anspruch, ja.“ (I2, Pos. 126). Außerdem zeigen die Interviews, dass eine noch stärkere Mitgestaltung und Mitspracherecht hinsichtlich der inhaltlichen Gestaltung einer Stunde ebenfalls wünschenswert wäre (I1, Pos. 74; I1, Pos. 205 und 207).

6 Diskussion

Nachfolgend werden die Ergebnisse aus den Interviews vor dem Hintergrund der theoretischen Grundlagen sowie des bisherigen Forschungsstandes diskutiert. Ziel ist es, mithilfe der zentralen Befunde DuDa als digitalen Third Place im Kontext von Einsamkeit unter Menschen mit Behinderung einzuordnen und seine sozialen Funktionen und Grenzen herauszuarbeiten. Die Gliederung der einzelnen Abschnitte orientiert sich an den drei Forschungsfragen, welche jeweils am Ende der entsprechenden Teilkapitel beantwortet werden.

6.1 Soziale Beziehungen im DuDa-Raum

Einsamkeit entsteht aus dem subjektiv erlebten Mangel sozialer Beziehungen; Third Places wiederum leben gerade von ihnen. Entsprechend müssen zunächst jene Beziehungen betrachtet werden, die im DuDa-Raum entstehen. Darauf aufbauend können Schlüsse auf ihre Bedeutung für das Einsamkeitserleben und darüber gezogen werden, inwiefern DuDa als Third Place eingeordnet werden kann. Der folgende Abschnitt diskutiert, wie diese Beziehungen von den Teilnehmenden erlebt, gestaltet und bewertet werden. Diese Überlegungen münden abschließend in die Beantwortung der Forschungsfrage, wie Menschen mit Behinderung ihre sozialen Interaktionen und Beziehungen innerhalb des DuDa-Raums erleben und gestalten.

6.1.1 Beziehungsarten

Die Ergebnisse zeigen, dass sich die Beziehungstypen der DuDa-Teilnehmenden auf verschiedenen Ebenen ansiedeln lassen. Einerseits ermöglicht DuDa seinen Nutzer*innen den Aufbau informeller, lockerer Kontakte. Sie werden hauptsächlich durch den regelmäßigen Austausch in den Gesprächsrunden getragen, finden sich jedoch kaum außerhalb des Raumes wieder. Andererseits berichten einzelne Personen auch von Beziehungen, die deutlich tiefer gehen und von gegenseitiger Fürsorge geprägt sind, die auch außerhalb des virtuellen Raumes über Privatnachrichten oder Anrufe gezeigt wird.

Diese Feststellungen lassen sich gut mit dem Ansatz von „bridging“ und „bonding social capital“ zusammenführen: Während Bridging-Beziehungen vor allem durch lose Kontakte zwischen Personen unterschiedlicher Hintergründe gekennzeichnet sind, verweisen Bonding-Beziehungen auf engere, emotional tragfähige Verbindungen. Die Beziehungsdynamiken im DuDa-Raum gehen einher mit den Ergebnissen bisheriger Forschungen zu virtuellen Gemeinschaften, die zeigen, dass solche Räume beide Arten von Sozialkapital hervorbringen können (Steinkuehler & Williams, 2006; Putnam, 2000).

Bemerkenswert ist jedoch, dass selbst jene Beziehungen, die als tiefergehend und freundschaftlich beschrieben werden und damit Züge von „bonding social capital“ aufweisen, im DuDa-Raum nicht dadurch charakterisiert sind, dass die Personen sich in ihrer Persönlichkeit ähneln oder dieselben Interessen teilen. Damit lässt sich in diesem spezifischen Kontext ein etwas anderer Akzent innerhalb des Verständnisses von „bonding social capital“, das häufig mit Homogenität und starken Gemeinsamkeiten verbunden wird, erkennen (Claridge, 2018). Auch die Art und Ausprägung der Behinderung, der Wohnort oder andere Ähnlichkeiten werden nicht als Begründungen dafür genannt, warum der Kontakt zur Freundschaft wurde. Vielmehr entstehen auch die engeren Verbindungen im DuDa-Raum über wiederholte Begegnung und die daraus erwachsende Vertrautheit. Geteilte Rahmenbedingungen und die häufig beschriebenen strukturell bedingten, begrenzten Alternativen lassen eine Art erfahrungsbasierte Gemeinschaft entstehen, zu der ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes Zugehörigkeitsgefühl verspürt wird.

Außerdem können aus dieser Gemeinschaft durch intensivere bilaterale Kommunikation, die auch außerhalb des DuDa-Raumes stattfindet, einzelne engere Freundschaften entstehen. Das zeigt sich anhand von Interviewpassagen wie „Ich glaube, dass es daran liegt, dass die Leute merken, wir sitzen alle im selben Boot [...] auch wenn wir

unterschiedlich sind, aber wir sind uns einig, dass wir DuDa gern wollen, und dass wir da gern sind, dass es hier sicher ist, was draußen nicht der Fall ist“ (I10, Pos. 35). Auch die Beschreibung neuer Teilnehmender als „Familienmitglied“, bzw. als „der verlorene Bruder, die verlorene Schwester“ (I2, Pos. 76) liefern Metaphern, die diese gemeinschaftsformenden Tendenzen unterstreichen.

Das häufig beschriebene Gefühl, im DuDa-Raum verstanden zu werden, resultiert daher möglicherweise nicht allein aus emotionaler Nähe den anderen gegenüber. Eher scheint es aus dem geteilten Erfahrungsschatz als Menschen mit Behinderungen zu entstehen, von denen einige Einsamkeitserfahrungen gemacht haben oder aktuell damit leben. Aufgrund dessen, dass gewisse Alltagserlebnisse nicht erst erklärt werden müssen, zeigt sich in DuDa eine weitere zielgruppenspezifische Funktion, die auch die Studie des DCMS (2025) abbildet: Digitale Kommunikation in spezifischen Communities kann für Menschen mit Behinderung gerade deshalb relevant sein, weil sie Kontakte zu Personen mit ähnlichen Erfahrungen ermöglichen, die offline schwerer zugänglich sind, sei es aufgrund von behinderungsbezogenen individuellen Herausforderungen, gesellschaftlicher Stigmatisierung oder anderen Barrieren.

Als Projekt, dessen Zweck die Bereitstellung eines Zusatzangebots zur Freizeitgestaltung von MmB ist, wurde DuDa nicht mit dem Ziel entwickelt, ein als unzureichend wahrgenommenes soziales Netzwerk seiner Nutzer*innen vollständig zu ersetzen. Dem Format entsprechend sind seiner Wirksamkeit damit Grenzen gesetzt. Wie in manchen Interviewabschnitten angedeutet wird, fehlt einigen Nutzer*innen dennoch der reale Austausch, um die Tragfähigkeit der entstandenen Beziehungen vollends einschätzen zu können oder andere Bedürfnisse zu erfüllen, die sich durch rein verbal-kommunikativen Austausch nicht befriedigen lassen. Das steht im Einklang mit Untersuchungen, die zeigen, dass technologiebasierte soziale Interaktionen nicht alle Qualitäten analogen Austausches ersetzen können (Verduyn et al., 2017). Zwar ermöglichen insbesondere videobasierte Formate vergleichsweise hohe soziale Präsenz, dennoch bleiben geteilte Erlebnisse und spontane oder zufällige Interaktionen, wie sie im analogen Alltag zu erhöhter Zufriedenheit führen können, dahinter zurück (Petrova & Schulz, 2022; Sandstrom & Dunn, 2014).

6.1.2 Gruppenerleben

Während die dyadischen Beziehungsformen in DuDa analytisch nur schwer eindeutig zu bündeln sind, kann dem Gruppenerleben eine zentrale Bedeutung beigemessen werden.

Wie die Daten zeigen, scheinen die Zugehörigkeit zu einer vertrauten Gemeinschaft und die wiederkehrenden Treffen mit derselben Gruppe für viele Teilnehmende bedeutsamer zu sein als die Frage, ob alle Kontakte als emotional relevante Freundschaften gelten. „Bonding“ entsteht in diesem Kontext somit weniger über Homophilie, also die Neigung, Beziehungen mit Menschen zu führen, die einem selbst hinsichtlich soziodemographischer Merkmale oder Verhaltensweisen ähneln, als über geteilte Lebensrealitäten und wiederholte Begegnung (Frieling & Froehlich, 2017).

Betrachtet man die verschiedenen Ausprägungen sozialer Verbundenheit, setzt die Nutzung von DuDa am stärksten an der relationalen Ebene an (Weiss, 1973). Die häufig beschriebene wiederkehrende Präsenz einer vertrauten und austauschfreudigen Gruppe scheint das Gemeinschaftserleben im DuDa-Raum stärker zu prägen, als die jeweiligen Einzelbeziehungen – auch wenn diese teilweise mit Nähe und gegenseitiger Fürsorge charakterisiert werden. Dieser verlässliche Bezugsrahmen findet sich auch in Hawkey et al. (2005, 2008), die betonen, dass die Frequenz, mit der jemand mit seinem sozialen Umfeld Kontakt pflegt, den stärksten negativen Prädiktor relationaler Einsamkeit darstellt. Darauf soll in den Ausführungen zur Bedeutung von DuDa für das Einsamkeitserleben differenzierter eingegangen werden. Für eine positiv erlebte Teilnahme am Programm lässt sich daraus aber bereits ableiten, dass die Wahrnehmung sozialer Einbettung in einen gruppenbasierten Kontext relevant für das subjektive Wohlbefinden der Teilnehmenden zu sein scheint. Dieser Bezugsrahmen ist von regelmäßig wiederkehrenden Begegnungen, hoher Verlässlichkeit und Konstanz geprägt.

Gleichzeitig wird der intensive Wunsch nach engeren Freundschaften, sowohl in DuDa selbst als auch im analogen Umfeld häufig betont. Das deutet darauf hin, dass Gruppenzugehörigkeit zur Online-Gemeinschaft zwar eine Kompensation unzureichender sozialer Einbettung sein kann, nicht jedoch alle Bedürfnisse zwischenmenschlicher Verbundenheit erfüllen kann. Das wiederum deckt sich mit bestehender Forschung, welche die unterschiedlichen Dimensionen sozialer Eingebundenheit nicht als gegensätzlich, sondern als einander ergänzend sieht (Simplican et al., 2015).

6.1.3 Partizipation und Mitgestaltung

Die Interviews legen nahe, dass positive Erfahrungen mit DuDa nicht nur den kommunikativen Aspekt des Austausches und die Gruppenzugehörigkeit umfassen. Sie entstehen hingegen auch dort, wo die Teilnehmenden sich als gehört, ernst genommen

und potenziell mitgestaltend erleben können. Das steht im Einklang mit Parkinson et al. (2021), die die gerechte Verteilung von Verantwortlichkeiten und Macht als essenziellen Teil von Empowerment sehen, das sich positiv auf das Wohlbefinden der Nutzenden von Online-Communities auswirkt. Selbstbestimmung wird im DuDa-Raum auf zwei Ebenen erlebt:

Erstens findet die flexible und an die unterschiedlichen Bedürfnisse der Teilnehmer*innen anpassbare Teilnahme großen Anklang. Durch die Reduktion von Anforderungen, die in analogen Settings häufig exkludierend wirken können, erfahren die DuDa-Nutzenden eine spezielle Form der Teilhabe. Dazu gehören etwa mobilitätsbezogene Anforderungen oder körperliche Präsenz. Auch gesellschaftskonforme Verhaltensweisen, wie gewisse Kleidung oder Anpassung an soziale Umgangs- oder Kommunikationsformen der nicht-behinderten Mehrheitsgesellschaft, spielen im virtuellen Raum eine kleinere Rolle und ermöglichen damit bedürfnisorientierte Partizipation. Während andere soziale Netzwerke oder Austauschforen zwar häufig die Möglichkeit zur anonymen und damit ebenfalls von gewissen Hürden entlastete Teilnahme bieten, gelingt das in DuDa ohne die Notwendigkeit, sich hinter Pseudonymen oder gesichtsloser Kommunikation zu „verstecken“. Im Gegenteil: Das Videotelefonat in Echtzeit ermöglicht eine Art der Repräsentation und Einblicke in die jeweilige Lebenswelt der Teilnehmenden, ohne dabei die gleichen Anpassungsleistungen einzufordern wie analoge Räume. Gerade die von den Interviewten häufig in positivem Licht präsentierte Möglichkeit zum eigenständigen und flexiblen Kommen und Gehen sowie die geringen Anforderungen an die eigene Rolle verweisen auf jene Formen von Handlungsmacht („agency“) und Wahlfreiheit („choice“), die auch Chadwick et al. (2022) im Kontext digitaler Inklusion von MmB nennen. Auch die Möglichkeit, die eigene Beteiligung situativ zu steuern und sich unabhängig von normativen Erwartungen einzubringen, kann dazu gezählt werden und führt zu einer stärkeren Autonomie und erweiterten Partizipationsmöglichkeiten.

Zweitens zeigt sich Selbstbestimmung in den Möglichkeiten zur Mitgestaltung des Raumes. Die unterschiedlichen, nutzer*innenzentrierten Formate der virtuellen Gruppenstunden und die Möglichkeit, sich in deren Gestaltung einzubringen, scheinen sich positiv auf die Erfahrungen im DuDa-Raum und die Nutzungszufriedenheit auszuwirken. Die Bedeutung der aktiven Verwendung der Plattform durch die Befunde von Verduyn et al. (2017) wird gestützt, die festhalten, dass Wohlbefinden und Verbundenheitsgefühle nicht durch die Verwendung alleine, sondern aufgrund der

aktiven Teilhabe in sozialen Online-Netzwerken entstehen. Diese zentrale Funktion des Projekts kann auch in Hinblick auf das soziale Modell von Behinderung als wichtiger Mechanismus eingeordnet werden: DuDa ermöglicht den Wechsel von einer paternalistischen Sichtweise der Angebotsgestaltung „für“ die Zielgruppe MmB hin zu einem partizipativen und behindertenrechtskonformen „mit“ den Betroffenen.

Dennoch entsteht Frustration an der Stelle, wo Vorschlägen, Bedürfnissen oder Beteiligungswünschen nicht genügend Raum gegeben wird. Das zeigt, dass echte Partizipation für die Teilnehmenden nicht nur ihre bloße Anwesenheit im Raum bedeutet, sondern dass diese erst durch den aktiven Einfluss auf das Angebot komplett wird. Diese Form der Mitgestaltung lässt sich als Ausdruck von Ko-Kreation verstehen, welche im Einklang mit dem Verständnis von Teilhabe der Behindertenrechtskonvention steht. Die Bedeutung aktiver, gestaltender Nutzung gegenüber rein passiver oder ausschließlich konsumierender Nutzung wurde bereits in anderen Untersuchungen hervorgehoben (DCMS, 2025; Primack et al., 2017).

Jedoch scheinen auch entstehende Gruppendynamiken zum Teil eine vollständige und gerechte Partizipation zu erschweren. Zwar werden die offene Gruppenstruktur und Auslegung des Angebots grundsätzlich positiv wahrgenommen, doch ergeben sich dort Probleme, wo einzelne Teilnehmer*innen aufgrund der Anzahl oder Dominanz anderer Nutzer*innen weniger zu Wort kommen. An diesem Punkt fällt der Moderation eine entscheidende Funktion zu, um für gerechte Redeanteile zu sorgen. Diese Rolle scheint laut Material nicht allen Moderierenden leicht zu fallen, was zeigt, dass die Umsetzung echter Teilhabe im DuDa-Raum facetten- und bedingungsreich ist. Im Kontext, in dem sich hier bewegt wird, besitzt echte Partizipation jedoch eine normative Bedeutung, weshalb eine stärkere Verankerung der Mitgestaltungsmöglichkeiten nicht nur eine wünschenswerte Option sein kann, sondern als zentrale Voraussetzung für eine inklusive Ausgestaltung des DuDa-Raumes verstanden werden muss.

6.1.4 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 1

Zusammengefasst kann Forschungsfrage 1 („Wie erleben und gestalten Menschen mit Behinderung ihre sozialen Interaktionen und Beziehungen innerhalb des DuDa-Raums?“) folgendermaßen beantwortet werden:

Die sozialen Beziehungen, die durch die Nutzung von DuDa entstehen, zeichnen sich durch unterschiedlich starke Bindungen und verschiedenartig gelebte und bewertete Freundschaftsformen aus. Während sich sowohl lose als auch engere, fürsorgliche

Beziehungen herausbilden, erweist sich die Regelmäßigkeit der Treffen in einer vertrauten Gruppe als elementarer Faktor für das Erleben sozialer Verbundenheit im DuDa-Raum.

Durch die regelmäßigen Begegnungen im Online-Programm entsteht ein verlässlicher sozialer Bezugsrahmen, in dem Mitgestaltung ohne den im analogen Alltag häufig erlebten Anpassungsdruck möglich wird. Die daraus entstandene Gemeinschaft zeichnet sich vor allem durch ihre Stabilität und zeigt, dass erfahrungsbasierte Bindungen trotz der Heterogenität seiner Teilnehmenden Zugehörigkeit ermöglichen können.

Zugleich eröffnet der nicht-verpflichtende Charakter mit flexiblen Teilnahmemöglichkeiten Freiheit und Selbstbestimmung, ohne seinen gemeinschaftskonstituierenden Effekt zu verlieren. Die Ermöglichung aktiver Teilhabe und Ko-Kreation am Angebot sorgt für positive Erfahrungen unter den Teilnehmenden. Dennoch unterliegt die Partizipation im Programm einigen Voraussetzungen, was sie abhängig macht von gruppodynamischen Prozessen sowie einer aktivierenden und ausgleichenden Moderation.

Obwohl die Ergebnisse darauf hindeuten, dass die durch DuDa entstandenen Kontakte für viele eine hohe individuelle Bedeutung haben, gehen sie nur selten über den Online-Raum hinaus und erweisen sich damit als nicht ausreichend, um fehlende analoge Beziehungen oder den Wunsch nach engeren, alltagsnahen Freundschaften vollständig zu ersetzen.

6.2 Bedeutung von DuDa hinsichtlich des Einsamkeitserlebens seiner Nutzenden

Der vorhergehende Abschnitt hat beleuchtet, wie die Beziehungen im Online-Raum DuDa gelebt werden, auf welchen Ebenen sie sich verorten lassen und welche Bedeutung der Mitbestimmung zukommt. Folgend wird betrachtet, welche Bedeutung der regelmäßigen Nutzung hinsichtlich der Einsamkeitserfahrungen der Teilnehmer*innen zugeschrieben wird und woraus sich dieses Erleben speist. In Rückbezug auf bestehende Untersuchungen soll damit die zweite Forschungsfrage beantwortet werden.

6.2.1 Einsamkeit unter den DuDa-Teilnehmenden

Die Ergebnisse verdeutlichen, dass Einsamkeit unter den DuDa-Nutzenden nicht als einheitliches Phänomen verstanden werden kann, sondern von unterschiedlichen

Ausgangsbedingungen, subjektiven Wahrnehmungen, Umgangsweisen und individuellen Perspektiven geprägt ist.

Während nicht alle befragten Personen davon erzählen, direkt von Einsamkeit oder sozialer Isolation betroffen zu sein, zeigt sich bei vielen, dass der beschriebene Umfang ihrer sozialen Netze eher klein und die bestehenden Kontakte häufig professioneller oder institutioneller Natur sind. Oft werden Betreuungspersonen, Mitbewohner*innen der Caritas-Wohngemeinschaft oder des Wohnprojekts ebenso wie Wohnassistent*innen als Bezugspersonen bezeichnet, während freundschaftliche Beziehungen außerhalb dieser Kontexte seltener erwähnt werden. Das schließt an die Forschungsliteratur von Forrester-Jones et al. (2006), Harrison et al. (2021) und Prosetzky (2022) an, die die sozialen Netzwerke von MmB als häufig beschränkt und vorrangig geprägt durch familiäre oder professionell vermittelte Kontakte sowie Beziehungen zu anderen MmB beschreiben.

Gleichzeitig zeigen Interviewpassagen, die den Wunsch nach stärkerer Anknüpfung an die Mehrheitsgesellschaft artikulieren, dass jene Mechanismen für die Betroffenen als perspektivisch zu überwindend eingestuft werden. Damit wird auch ein Mangel an jener Art von Zugehörigkeit markiert, die über den engen – häufig homogenen und institutionell geprägten – Kreis hinausgehen. Das betont die Notwendigkeit, Einsamkeit unter MmB nicht nur innerhalb der Gruppe zu denken, sondern vermehrt Zugangs- und Verbindungsmöglichkeiten mit dem Ziel breiter gesellschaftlicher Einbindung zu schaffen. Darin zeigt sich auch, dass Einsamkeit unter MmB nicht nur die Ebene der persönlichen Beziehungen berührt, sondern auch mit Fragen der Teilhabe in Verbindung gebracht werden muss, um das Phänomen vollständig zu erfassen.

Auch werden in den Gesprächen die Behinderungen oder psychischen Erkrankungen der befragten Personen zum Teil als Begründungsansätze gewählt, weshalb sie solche Phasen der Einsamkeit durchlebt haben oder sich aktuell darin befinden. Dieser Zusammenhang kann in Referenz auf das soziale Modell von Behinderung jedoch nicht als linear und eindimensional verstanden werden. Nicht primär die individuellen Beeinträchtigungen resultieren in Einsamkeit, sondern das Zusammenspiel aus ableistischen gesellschaftlichen Verhältnissen, die Teilhabe und Zugehörigkeit einschränken, unzureichender Barrierefreiheit sowie behinderungsbezogenen Stigmatisierungen (BMAS, 2021; DCMS, 2025; Gilmore & Cuskelly, 2014; Prosetzky, 2022). Die individuellen Deutungen der Befragten weisen jedoch darauf hin, dass ebenjene Annahmen, Einsamkeit sei einzig und allein auf persönliche Defizite zurückzuführen,

auch unter den Betroffenen selbst internalisiert sind, was anschlussfähig an Prosetzky (2022) ist.

Gleichzeitig bestätigen die Ergebnisse auch einen zentralen Befund der Einsamkeitsforschung ein kleines soziales Netz kann, aber muss nicht automatisch in einem starken Einsamkeitserleben münden (Coyle & Dugan, 2012). In den Ergebnissen finden sich unterschiedliche Deutungen und Bewertungen des individuellen Alleinseins, von denen manche einen eher schmerzbehafteten Charakter tragen, andere von Akzeptanz oder Gewöhnung geprägt sind und wieder andere die beschränkten Kontakte überhaupt nicht mit einer als unangenehm empfundenen Emotion in Verbindung bringen.

6.2.2 Mehrdimensionalität der Einsamkeit

Um die Bedeutung von DuDa für das Einsamkeitserleben genauer zu verstehen, ist es notwendig, Einsamkeit in ihrer Mehrdimensionalität zu betrachten. Wie von einigen Autor*innen beschrieben, kann Einsamkeit auf verschiedenen sozialen Ebenen beobachtet werden. Vom Fehlen einer engen Bezugsperson wie einer Partnerperson (intime Einsamkeit), über die Unverbundenheit zu einer sozialen Gruppe, wie einem unterstützenden Freundeskreis (relationale Einsamkeit), bis hin zur Einsamkeit, die sich aufgrund der Abwesenheit von identifikationsstiftenden Gruppen wie Vereinen äußert (kollektive Einsamkeit) (Cacioppo et al., 2015; Weiss, 1973).

DuDa kann für seine Nutzenden auf allen drei Ebenen einen einsamkeitsbezogenen Nutzen hervorbringen, im Besonderen entfaltet die regelmäßige Teilnahme am Programm auf der relationalen Ebene seine Wirkung. Die regelmäßigen Treffen sorgen für verlässlichen sozialen Kontakt in einer Gruppenkonstellation, die den Nutzer*innen vertraut ist. Die in den Interviews genannten Beschreibungen dieser Gruppe spiegeln die Qualität des Raumes wider: Ob es die „WG“ ist, oder die „Familie“ – das Erleben eines sozialen Netzes, welches aus unterschiedlich starken Einzelbeziehungen besteht, dessen Nutzen sich jedoch im Besonderen aus seiner bloßen Existenz speist, macht den DuDa-Raum zum potenziell einsamkeitsmindernden Faktor in den Lebensumständen seiner Besucher*innen, was direkt anschlussfähig ist an Samuels und Jeong (2024), die das Gemeinschaftsgefühl als vermittelnden Schutzfaktor gegen Einsamkeit beschreiben.

Wie Hawkey et al. (2005, 2008) ebenfalls festhalten, ist es die Kontaktfrequenz, die am stärksten mit relationaler Einsamkeit zusammenhängt. Die Möglichkeit, mehrmals täglich auf niederschwellige Art sozialen Austausch zu erfahren, scheint auf dieser Ebene ausschlaggebend für die mögliche Wirkung von DuDa zu sein. Diese Form der

Einbindung erinnert auch an die Idee der „weak ties“ also lose Bekanntschaften, zu denen keine emotionale Bindung besteht, die jedoch Einfluss auf die Wahrnehmung der eigenen sozialen Eingebundenheit haben können (Granovetter, 1973). Die Ergebnisse lassen vermuten, dass ebendiese lockeren, aber regelmäßig genutzten Kontakte eine Rolle im individuellen Einsamkeitserleben der DuDa Teilnehmer*innen spielen könnten.

Dennoch deckt diese Form der Verbundenheit nicht alle sozialen Bedürfnisse ab. Der wiederkehrend artikulierte Wunsch nach engeren Bezugspersonen und Freundschaften außerhalb des DuDa-Raums sowie die divergierende Wahrnehmung der Intensität der DuDa-Kontakte deutet an, dass die hier entstandenen Beziehungen kein vollständiger Ersatz für alle sozialen Bedürfnisse sind. Eher wirken sie kompensierend für die Lücken in anderen sozialen Strukturen.

Das wiederum verweist auf die Frage, inwiefern Zugehörigkeit zu größeren sozialen Zusammenhängen durch ein begrenztes Format wie DuDa erfahren werden kann. Diese äußerste Schicht sozialer Eingebundenheit oder kollektive Verbundenheit („collective connectedness“) zeichnet sich durch die Identifikation mit mehreren sozialen Gruppen aus; (Hawkley et al., 2005, S. 798). Zugehörigkeit bildet sich in DuDa nicht primär durch Vertrauen oder Intimität heraus, sondern aufgrund eines geteilten Erfahrungshorizonts. Der häufig geäußerte Eindruck, innerhalb der DuDa-Gemeinschaft verstanden zu werden, kommt damit weniger von individuell gewachsenen, engen Beziehungen, welche ein tiefergehendes Verständnis ermöglichen, sondern vielmehr aus der geteilten Lebensrealität als Menschen mit Behinderungen, die in anderen Teilen des Lebens nicht das Zugehörigkeitserleben verspüren, das sie im Online-Raum erleben. Das geht auch mit etablierten Theorien zum Thema Zugehörigkeit einher, in denen das Wissen über ein geteiltes Schicksal sowie die Empfindung, in einer Gruppe zu Hause zu sein, zwei Dimensionen der Zugehörigkeit bilden (Pfaff-Czarnecka, 2012).

Diese lose Art der Zugehörigkeit kommt ohne eine formelle Mitgliedschaft oder Bindung an andere institutionelle Systeme aus. Das Wissen darüber, dass andere Personen in ähnlichen Lebenslagen stecken und mit ähnlichen Herausforderungen konfrontiert sind – auch wenn sie sich aufgrund geografischer Distanzen oder andersgearteter Eingebundenheit in verschiedenen sozialen Netzwerken vermutlich nie kennengelernt hätten – könnte das Gefühl fördern, in einen größeren Zusammenhang eingebunden zu sein. Diese Form der Einbindung bleibt jedoch auf den Raum an sich begrenzt und

erreicht daher nicht jene breiteren gesellschaftlichen Zusammenhänge, auf die in der theoretischen Auseinandersetzung meist referenziert wird.

Bei der Beschäftigung mit Einsamkeit kann leicht der Eindruck erweckt werden, dass die verschiedenen Formen der Einsamkeit individuell analysierbar und behandelbar sind. Gerade am Fallbeispiel DuDa wird jedoch deutlich, dass die theoretisch unterscheidbaren Dimensionen im Material dieser Untersuchung eng verschränkt auftreten und nur schwer isoliert betrachtet werden können. Das digitale Setting lässt neue Formen gruppenbezogener Zugehörigkeit entstehen, ohne jedoch gesellschaftliche Einbindung zu fördern. Dabei gestaltet es sich herausfordernd, die Bedeutung und Tiefe der Einzelbeziehungen zu begreifen.

Dennoch besitzt die Gesamtheit der Kontakte als für viele nicht mehr zu ersetzender Bestandteil des Soziallebens, hohe Relevanz für die DuDa-Teilnehmenden. Diese Ambivalenz deutet darauf hin, wie komplex die zugrundeliegenden Zusammenhänge sind und wie vorsichtig kausale Wirkmechanismen bestimmt werden müssen. Zugleich ergeben sich genau daraus die Grenzen zielgruppenspezifischer, plattformgebundener Angebote.

6.2.3 Entlastung durch Wahrnehmung und gegenseitige Unterstützung

Die beschriebenen Erfahrungen von Akzeptanz durch die anderen Teilnehmenden, emotionaler Entlastung, gegenseitiger Unterstützung in der Gruppe und Selbstwirksamkeit lassen sich auch im Kontext der Einsamkeitsforschung einordnen. Dabei zeigt sich, dass die Bedeutung von DuDa über bloßen sozialen Austausch hinausgeht.

Auf organisatorischer Ebene werden die flexiblen Teilnahme- und Mitgestaltungsmöglichkeiten hinsichtlich einer bedürfnisorientierten Nutzung geschätzt. Auf sozialer Ebene zeigt sich die einsamkeitsbezogene Relevanz von DuDa für seine Teilnehmenden insbesondere anhand der geschätzten gegenseitigen Wahrnehmung und erlebten Fürsorge. Einige Interviewausschnitte deuten darauf hin, dass allein das Gefühl, überhaupt wahrgenommen und in der eigenen Lebenslage sowie seinen Bedürfnissen akzeptiert zu werden, emotional entlastend wirkt. Gerade vor dem Hintergrund der unter MmB weit verbreiteten Erfahrungen von Fremdbestimmung und Marginalisierung ist wertfreie Akzeptanz und aktive Partizipation von besonderer Bedeutung. Nutzer*innenorientierte und partizipativ gestaltete Angebote wie DuDa können somit

bewusst Kontexte schaffen, die einer Verstärkung von Einsamkeit entgegenwirken (DCMS, 2025).

Darüber hinaus berichten mehrere Nutzer*innen, dass sie im Online-Raum Verständnis für ihre Situation sowie emotionale Unterstützung bei der Bewältigung von Problemen erhalten. Auch die Beschreibung des Gefühls, sich mit individuellen Schwächen, Einschränkungen oder Grenzen akzeptiert zu fühlen, zieht sich durch nahezu alle Interviews. Dass der Austausch in DuDa als entlastend wahrgenommen wird, ist auch vor dem Hintergrund bestehender Forschung plausibel: MmB leben häufig mit einem kleineren sozialen Unterstützungsnetzwerk und sind stärker von Einsamkeit betroffen (Emerson et al., 2020; Ipsen & Repke, 2022). Entsprechend gewinnen Orte an Relevanz, an denen Verbindung, Anerkennung und Hilfe bei Problemen Raum gegeben wird. Eben jenes Gefühl, verstanden zu werden sowie gegenseitige Unterstützung in Beziehungen gelten als Schutzfaktoren gegen Einsamkeit (Alsarrani et al., 2022). Ähnliches beschreiben Hill et al. (2023), welche gegenseitige Unterstützung positiv mit stärkerem Lebenssinn assoziierten, welcher wiederum in stabilen Zusammenhang mit dem Einsamkeitserleben steht.

Es scheinen also nicht nur die bloße Anwesenheit und der kommunikative Austausch mit den Gruppenmitgliedern zu sein, die einen Einfluss auf das Einsamkeitserleben der Teilnehmenden haben könnten, sondern auch die Art und Weise der Ausgestaltung dieser Beziehungen im Sinne emotionaler Resonanz und Akzeptanz.

6.2.4 Strukturgebendes Element im Alltag

Ein nicht in dieser Intensität antizipierter Faktor im Zusammenhang der Nutzung DuDas und dem Einsamkeitserleben ist die strukturgebende Funktion des Programms. Einige Teilnehmer*innen beschreiben, dass DuDa für sie zum zentralen Ankerpunkt in ihrem sonst wenig strukturierten Leben ist. Viele planen ihre Teilnahme und organisieren ihren Alltag um das Programm herum. Dadurch entsteht eine soziale Rahmung, welche nahtlos an Queen et al. (2014) anschließt, die zeigen, dass sich einsamere und weniger einsame Menschen nicht unbedingt hinsichtlich der Menge an allein verbrachter Zeit, wohl aber hinsichtlich des sozialen Charakters ihrer Alltagsaktivitäten unterscheiden:

“Lonelier individuals did not spend more time alone during the day, however, they did engage in more activities alone than with others. While a day’s activities may look similar for more and less lonely individuals, the social context in which these activities occur is quite different” (Queen et al., 2014, S. 303)

DuDa schafft einen sozialen Kontext, der dazu beitragen kann, den Alltag als weniger einsam wahrzunehmen. Wie die Ergebnisse zeigen, nutzen manche Teilnehmer*innen die Stunden nicht immer dafür, um an der geplanten Aktivität teilzuhaben, sondern beschäftigen sich während der Einheit mit anderen Dingen. Es scheint also weniger entscheidend zu sein, was konkret gemacht wird, sondern, dass es, wie auch Queen et al. (2014) zeigen, in einem sozialen Kontext stattfindet. Die anderen Nutzer*innen im Online-Raum werden dadurch indirekt zu Alltagsbegleiter*innen, denn auch wenn sich alle physisch in der jeweils eigenen Wohnumgebung befinden, werden die ausgeführten Aktivitäten durch die gleichzeitige Anwesenheit anderer zu einer geteilten Erfahrung. Ob diese Aktivitäten programmgesteuert im Rahmen der jeweiligen Stunde stattfinden oder individuell und unabhängig davon durchgeführt werden, erscheint vor diesem Hintergrund weniger entscheidend als die Tatsache, dass sie in kommunikativen Austausch und damit nicht vollständig isoliert stattfinden.

Wie der Forschungsstand zeigt, kann durch Einsamkeit ein selbstverstärkender Prozess in Gang gesetzt werden. Nehmen Menschen sich selbst als einsam wahr, ziehen sie sich umso mehr aus sozialen Kontexten zurück, wodurch sich der Effekt wiederum stabilisiert (Cacioppo et al., 2009; Spanknebel et al., 2024). Die Niederschwelligkeit und Flexibilität, die der DuDa-Raum aufweist, bietet vor diesem Hintergrund eine Option, solche Rückzugsdynamiken zumindest punktuell zu durchbrechen. Da das Programm als „Gelegenheitsstruktur“ (Neu & Vogel, 2024, S. 4) für sozialen Kontakt genutzt werden kann, ohne dass die Teilnehmenden die Sicherheit des Gewohnten verlassen müssen, erscheint es als niederschwellige Möglichkeit, Begegnung zu leben, ohne dafür die Sicherheit des eigenen Alltags aufgeben zu müssen.

Solche Gelegenheitsstrukturen sind im Kontext des wachsenden Problems der Einsamkeit bedeutsam, da sie durch die Begegnungsmöglichkeiten einsamkeitslindernd wirken können (Neu & Vogel, 2024). Im konkreten Fall von DuDa scheint das Angebot für viele seiner Nutzer*innen im Alltag jedoch nicht nur eine ergänzende Option für das Erleben von Sozialität zu sein, sondern eine zentrale und zum Teil einzigartige Ressource darzustellen. Durch die Abhängigkeit des Programms von technischer Infrastruktur und ihrem Funktionieren sowie personellen Ressourcen in Form der moderierenden Personen ergibt sich im Zusammenhang mit der prägnanten Bedeutung DuDas für seine Nutzenden eine gewisse Fragilität. Teilhabe und sozialer Kontakt können entsprechend nur unter gewissen Voraussetzungen wahrgenommen werden, was die eigenständige Handlungs- und Entscheidungsmacht der Zielgruppe einschränkt.

Darin zeigt sich eine Ambivalenz digitaler Räume: Durch DuDa zwar Struktur und Teilhabe erlebt werden, was Einsamkeit zumindest punktuell lindern kann. Dieser Nutzen wird allerdings aufgrund der Kopplung an strukturelle Bedingungen umso fragiler, je zentraler das Angebot im Alltag seiner Nutzer*innen verankert ist. Wird das Angebot nicht bloß ergänzend genutzt, sondern übernimmt die Rolle des wesentlichsten Ankers in der Tagesstruktur seiner Teilnehmenden, entsteht eine gewisse Abhängigkeit, aufgrund derer ein Aus- oder Wegfall besonders gravierende Folgen für die ohnehin vulnerable Zielgruppe hätte.

6.2.5 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 2

Nach dieser Ergebnisbündelung kann die zweite Forschungsfrage „Welche Bedeutung messen die Nutzer*innen dem DuDa-Raum im Kontext ihres persönlichen Einsamkeitserlebens bei?“ folgendermaßen beantwortet werden:

DuDa fungiert als soziale Gelegenheitsstruktur, welche durch wiederkehrende Interaktionsmöglichkeiten das Potenzial eröffnet, sich positiv auf die diversen einsamkeitsbezogenen Erfahrungshintergründe seiner Teilnehmer*innen auszuwirken. Dabei zeigt sich, dass insbesondere die relationale Ebene der Einsamkeit punktuell gemindert werden kann, da die Online-Treffen regelmäßige Begegnung in einer gewohnten Gruppenkonstellation fördern. Das Wissen über diesen geschützten sozialen Bezugspunkt allein sowie die darin gefundene Unterstützung wirkt emotional entlastend auf seine Besucher*innen. Die Erfahrung, in seinen Bedürfnissen wahrgenommen und verstanden zu werden sowie ähnliche Lebensrealitäten zu teilen, lässt emotionale Resonanz und gruppenbezogene Zugehörigkeit entstehen.

Darüber hinaus ermöglicht die strukturgebende Funktion des Programms den Teilnehmer*innen, den Alltag weniger alleine zu verbringen, sondern Teile davon sichtbar, miterlebbar und damit weniger isoliert zu erfahren. Tägliche Routinen erhalten dadurch eine gemeinschaftliche Dimension, während Rückzugsdynamiken unterbrochen werden können. In diesem Sinne kann DuDa wie ein Sicherheitsnetz gegen soziale Isolation wirken.

Je stärker der Besuch des Online-Raums jedoch als zentraler sozialer Anker im Alltag fungiert, desto schwerer wiegt die Abhängigkeit von technischen und personellen Voraussetzungen. Entsprechend fragil erscheint die soziale Einbindung der Nutzer*innen, da ein Aus- oder Wegfall des Angebots spürbare Folgen für die Tagesstruktur und das Wohlbefinden dieser vulnerablen Zielgruppe haben könnte.

Aufgrund der begrenzten analogen Kontakte, die die meisten Interviewten eint, muss der an vielen Stellen lediglich kompensierende Charakter des Angebots vor dem Hintergrund bestehender gesellschaftlicher Ausschlüsse kritisch reflektiert werden.

6.3 DuDa als digitaler Third Place

Im Folgenden sollen die Charakteristika von Third Places nicht als starres Prüfschema mit den Eigenschaften von DuDa verglichen werden. Ebenso wenig soll aus der direkten Übertragbarkeit oder Nicht-Übertragbarkeit des Konzepts Rückschlüsse auf die Wirksamkeit des Programms gezogen werden. Vielmehr dient das Konzept als Bezugsrahmen, um besser zu verstehen, wodurch sich die zentralen Qualitäten von DuDa als sozialer Raum für MmB auszeichnen, welche Eigenschaften den Raum wirksam machen und an welchen Stellen Entwicklungspotenziale sichtbar werden.

6.3.1 DuDa als gemeinschaftlicher Raum

Die Ergebnisse zeigen, dass DuDa in einigen sozialen Merkmalen tatsächlich an die Charakteristika klassischer Third Places nach Oldenburg sowie der Weiterentwicklung von Parkinson et al. (2021) erinnert. Die Stimmung wird als ungezwungen, häufig lustig oder unterhaltsam beschrieben und viele Nutzer*innen besuchen das Programm, weil sie Spiele spielen oder sich austauschen möchten. Die Möglichkeit, über alltägliche Befindlichkeiten, Stimmungen und Herausforderungen zu kommunizieren, wird laut einiger Interviewpassagen teilweise aktiver wahrgenommen als das Angebot, das der Themenfokus der jeweiligen Stunde bieten würde. Der eigentliche Wert der Treffen scheint also für viele Teilnehmende weniger im vorbereiteten Angebot zu liegen als in der Möglichkeit, in einem geschützten Rahmen ungezwungen zu kommunizieren.

Diese Befunde lassen sich mit Oldenburgs Charakteristika „pure sociability“ und „playful mood“ in Verbindung bringen (Oldenburg & Brissett, 1982, S. 270; Oldenburg, 2023, S. 41). Auch die Beschreibung von Third Places als Orte, an denen die Besucher*innen sich „primarily to enjoy each other’s company“ treffen, ähnelt den Aussagen einiger DuDa Teilnehmer*innen (Oldenburg & Brissett, 1982, S. 269).

Die DuDa Gemeinschaft zeichnet sich dabei durch vorsichtige Offenheit und eine wiederkehrende Nutzer*innengruppe aus. Im Oldenburgschen Konzept finden sich diese als „regulars“, also Stammgäste wieder (Oldenburg, 2023, S. 36). Auch Größe und Zusammensetzung der Gruppe spielen für das Erleben von Verbundenheit eine Rolle: Parkinson et al. (2021) zeigen, dass soziale Dichte auch im Online-Raum bedeutsam ist, wobei eine höhere Dichte zu weniger Verbundenheit führen kann. In DuDa stellt sich der

Zusammenhang ambivalenter. Die Gruppengröße wird von seinen Mitgliedern nicht eindeutig positiv oder negativ beurteilt, sondern abhängig von den sich daraus ergebenden Möglichkeiten für Beteiligung und neue Kontakte unterschiedlich bewertet.

Dass einzelne Teilnehmer*innen DuDa überhaupt als Gemeinschaft wahrnehmen, entsteht dabei eher durch die regelmäßigen Interaktionen als durch enge Freundschaften. Zwar zeigen die Interviews, dass innerhalb des Angebots durchaus enge dyadische Beziehungen entstehen können, die von manchen Nutzer*innen als freundschaftlich oder gar familienähnlich beschrieben werden. Sie scheinen aber nicht denselben gemeinschaftskonstituierenden Effekt zu haben, wie die regelmäßige Präsenz einer vertrauten Gruppe, innerhalb derer lockere, aber verlässliche soziale Beziehungen entstehen. Betrachtet man diesen Punkt wiederum aus dem Blickwinkel der Einsamkeitsforschung, ergibt sich ein kohärentes Bild aus Forschungsstand und den angeführten Befunden dieser Untersuchung: die Beständigkeit und Qualität sozialer Netze sind ein bedeutender Faktor im persönlichen Einsamkeitserleben (Hawkey & Cacioppo, 2010). Interviewaussagen darüber, dass DuDa kein beliebig austauschbares Beschäftigungsangebot ist, sondern dass es für seine Nutzenden emotional belastend wäre, würde es nicht mehr existieren, unterstreichen des Weiteren die Relevanz dieser Online-Gemeinschaft.

Im Kontext von Third Places ebenfalls auffallend sind Metaphern zu DuDa, die sich mit dem Charakteristikum des „home away from home“ vergleichen lassen. Sowohl das Erleben des DuDa-Raumes als eine Art Wohngemeinschaft, als auch das Verständnis und die Akzeptanz, die sich die Nutzer*innen entgegenbringen, deuten darauf hin, dass die Teilnehmenden DuDa auf eine Weise erleben, die diesem Ideal nahekommt. Dazu passt auch, dass kein Leistungs- oder Anpassungsdruck zu bestehen scheint und sich die Personen trotz ihrer Unterschiede akzeptiert fühlen.

Auch Oldenburgs Kategorie des „levelers“, übersetzbar mit Gleichmacher ist in diesem Zusammenhang interessant (Oldenburg, 2023, S. 25). In Third Places können sich Personen, die „truly different but truly equal“ sind, unabhängig von ihrem Status begegnen. Parkinson et al. (2021, S. 26) ergänzen diese Idee mit der Einführung der Dimension „common ground“. In digitalen Räumen treten gemeinsame Bezugspunkte und geteilte Erfahrungen in Ermangelung eines physischen Ortes in den Vordergrund und helfen bei der Entstehung einer ebenbürtigen Gemeinschaft. DuDa schafft diese Gemeinschaft durch die Verbindung von Personen mit ähnlichen Lebensrealitäten in

einem wiederkehrenden, stabilen Setting. Damit reihen sich die Befunde dieser Untersuchung in den bisherigen Forschungsstand ein, indem sie darauf hinweisen, dass DuDa als alltäglicher, gemeinschaftsorientierter und entlastender Austauschraum Ähnlichkeiten mit anderen Third Places aufweist.

Jedoch zeigt sich auch, dass diese Gemeinschaft nicht ohne Abhängigkeiten und Voraussetzungen lebendig werden kann. Nicht durchgehend weist sie jene Niederschwelligkeit und Zugänglichkeit auf, die für die adressierte Zielgruppe notwendig wäre. Häufig werden technische Hürden, die zunächst die Anmeldung und schließlich das aktive Teilnehmen erschweren oder verhindern, benannt. Die Ergebnisse zeigen außerdem deutlich, dass verbale Kommunikation die Erfahrungen in DuDa maßgeblich prägt und im Zentrum der Aktivitäten steht. Zum einen ermöglicht das videobasierte Format, insbesondere im Vergleich mit textbasierten Online-Gemeinschaften eine höhere Immersion in das Geschehen, was wiederum für mehr Vertrauen untereinander sorgen kann (Bos et al., 2002; Sheer, 2011; Soukup, 2006).

Zum anderen zeigen die Interviews auch, dass ebendiese kommunikative Dichte für manche Personen dahingehend herausfordernd sein kann, sich gut in die Gruppe einzufügen. Der Befund, dass Sprache Voraussetzung dafür ist, eine mitgestaltende Rolle im Raum und damit in der Gruppe einzunehmen, lässt sich trotz der auf den ersten Blick stärkeren Nähe zu klassischen Third-Place-Merkmalen nicht eindeutig positiv oder negativ einordnen. Denn bereits unter den befragten Nutzer*innen zeigt sich, dass diese Voraussetzung nicht immer problemlos gegeben ist. Manche Personen äußern Schwierigkeiten, kommunikativ mitzuhalten, einen gerechten Redeanteil zu bekommen oder sich selbst im Klaren darüber zu sein, was sie überhaupt teilen möchten. Die Kopplung zwischen Partizipation und sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten bedeutet zugleich, dass Personen ohne aktive Lautsprache oder mit anderen Kommunikationsbedarfen davon ausgeschlossen sind.

Das wiederum verdeutlicht eine Ambivalenz der untersuchten Plattform: Während physische Barrieren und stigmatisierende Tendenzen durch das geschützte Online-Format reduziert werden können, bleiben andere Zugangshürden durch technische Voraussetzungen einerseits und die sprachbasierte Kommunikation als zentrale soziale Praxis andererseits, bestehen.

6.3.2 DuDa als flexibler und alltagsnaher Entlastungsraum

Zahlreiche im Rahmen der Interviews getroffenen Aussagen zeigen, wie wichtig die flexible und bedürfnisorientierte Nutzung des DuDa-Raums für seine Besucher*innen ist. Die durch Freiwilligkeit und Verpflichtungslosigkeit gekennzeichnete Teilnahme am Sozialraum wird geschätzt, ebenso wie der Umstand, dass keine Anforderungen an die eigene Rolle oder den Grad der Partizipation gestellt werden. Ein Kerngedanke Oldenburgs ist der der Entlastung von den Rollenbindungen des First Place, also des Zuhauses und des Second Place, der Arbeit (Oldenburg & Brissett, 1982). In DuDa äußert sich das unter anderem in der Möglichkeit zur selbstbestimmten und mit wenigen Verpflichtungen verbundenen Teilnahme. Dahingehend kann hypothetisiert werden, dass dieser Faktor im Kontext der Lebenswelt von MmB von besonderer Bedeutung ist, da hier begrenzte Selbstbestimmung aufgrund institutioneller Umstände oder geringer Wahlfreiheit aufgrund von exkludierenden gesellschaftlichen Strukturen häufig prägend sein kann (Gilmore und Cuskelly, 2014).

Gleichzeitig verweist die hohe Regelmäßigkeit im Nutzungsverhalten der DuDa Teilnehmer*innen auf eine weitere Third-Place-Dimension. Oldenburg betont, dass Third Places dann wirksam werden, wenn sie „well-integrated into daily life“ sind und hebt hervor, dass eine regelmäßige Teilnahme sowie Vertrautheit mit Ort und Anwesenden bedeutend seien für ihr Funktionieren (Oldenburg & Brissett, 1982, S. 270). Der Besuch des digitalen Raumes scheint für viele Nutzer*innen einen verlässlichen Ankerpunkt im Alltag darzustellen, durch den Struktur, Ablenkung und Rückhalt ermöglicht werden. Im Unterschied zum beiläufigen und spontanen Besuch eines Kaffeehauses oder eines Pubs mit langen Öffnungszeiten, ist es bei DuDa die zeitliche Verlässlichkeit und der dadurch entstehende feste soziale Bezugspunkt, der Stabilität ermöglicht.

Doch nicht nur diese stabilisierende Struktur, sondern auch der soziale Umgang unter den Teilnehmenden der DuDa-Stunden, prägt deren Erfahrung. Die Interagierenden in Online-Raum leisten sich gegenseitig emotionale Unterstützung, was für viele Entlastung bedeutet. Auch das lässt sich mit Oldenburg verbinden, der Third Places als Räume beschreibt, die von emotionaler Ausdrucksfähigkeit leben: „Both the subject matter and style of conversation in the third place is extraordinarily emotional“ (Oldenburg & Brissett, 1982, S. 278). Auch im Framework von Parkinson et al. (2021, S. 18) findet sich die gegenseitige Unterstützung mit „supportive interactions“. Wiederkehrende Interaktionen mit unterstützendem Charakter sorgen demnach für soziale Verbundenheit innerhalb der Gruppe.

Daran anschließend stehen die Befunde dieser Untersuchung auch im Einklang Jeffres (2009). Sie zeigen, dass nicht nur die Art der Interaktionen bedeutsam ist, sondern dass das reine Wissen um die Existenz und Zugänglichkeit eines Ortes positive Effekte auf die Lebensqualität haben kann. Die Interviews zeigen, dass allein die Gewissheit, bei Bedarf auf DuDa und bekannte Personen im Raum zurückgreifen zu können, für Sicherheit und Entlastung bei manchen Teilnehmenden sorgt. Der Wert des Raumes definiert sich damit nicht allein über die tatsächlichen Interaktionen darin, sondern auch über seine Funktion als verlässlicher und verfügbarer sozialer Bezugspunkt.

Dennoch zeigt sich, dass diese entlastende Funktion nicht ausschließlich positiv gelesen werden darf. Der sozialen Konstruktion kommt, insbesondere in digitalen Räumen, eine zentrale Bedeutung zu – im Guten wie im Schlechten (Parkinson et al., 2021). Wie im vorherigen Punkt ausgeführt wurde, kann gerade die onlinebasierte Kommunikation in DuDa auch mit Anstrengungen oder Frustration verbunden sein. Der Mehrwert des Raumes durch seine positiven und unterstützenden Interaktionen muss also aktiv gestaltet, dauerhaft reproduziert und regelmäßig zielgruppenspezifisch auf Wirksamkeit getestet werden.

Außerdem lässt sich die wichtige alltagsstrukturierende Funktion von DuDa auch als Mangel an anderen, analogen, Sozialräumen deuten. In dieser Lesart kommt dem Programm aufgrund der in den Interviews beschriebenen häufigen Alternativlosigkeit eine große Verantwortung zu und wirkt dennoch vorrangig kompensierend. In 6.3.4 wird diese Ambivalenz zwischen Entlastung und struktureller Kompensation eingehender diskutiert.

6.3.3 DuDa als ambivalente Kompensation exkludierender Sozialräume

Für Oldenburg (2023) sind Third Places rein physische Orte – ein Merkmal, das im Framework von Parkinson et al. (2021) aufgrund des Fokus auf den virtuellen Raum wegfällt. Auch zu DuDa gibt es kein Offline-Äquivalent. Die Ergebnisse zeigen, dass ihre Lebensumstände die Nutzer*innen jedoch häufig so stark behindern, dass ein regelmäßiger Besuch eines solchen Ortes ohnehin eher unrealistisch erscheint. Einerseits sind die Wohnorte der Teilnehmenden über das gesamte Gebiet der Erzdiözese Wien verteilt und verstärkt in strukturschwachen ländlichen Räumen angesiedelt; andererseits werden Mobilitätseinschränkungen, Unwohlsein im öffentlichen Raum oder in realen Gruppen sowie der Konsumzwang, welcher an vielen klassischen Third Places herrscht, adressiert. Der Anwendungsfall DuDa macht daher besonders deutlich, dass auch digitale

Räume für Menschen, deren Teilhabe an öffentlichen Begegnungsorten strukturell erschwert ist, eine funktionale Alternative darstellen können.

Vor dem Hintergrund des sozialen Modells von Behinderung sind es jedoch weniger persönliche Präferenzen oder individuelle Einschränkungen, die die Zugangsmöglichkeiten einschränken, sondern die fehlende Barrierefreiheit hinsichtlich räumlicher, sozialer und materieller Zugänglichkeit (Köbsell, 2023). Diese Ausschlussmechanismen können Teilhabe erschweren und die Einsamkeit verstärken (Gilmore und Cuskelly, 2014). DuDa bietet mit seinem ortsunabhängigen, zielgruppenangepassten und kostenlosen Angebot eine Option, die die sonst unerfüllten sozialen Bedürfnisse seiner Teilnehmenden zumindest teilweise aufzufangen. Als „Brücke in die Realität“, wie es eine interviewte Person ausdrückte, wird sozialer Anschluss geschaffen, der für die Zielgruppe MmB in anderen Kontexten nicht selbstverständlich ist. Die Aussage erinnert auch stark an das Ursprungskonzept von Oldenburg, der ähnlich formulierte: „Third places also serve as means of *'keeping in touch with reality'* through intimate personal ties outside the home and workplace“ (Oldenburg & Brissett 1982, S. 280).

Was zunächst wie ein positiver Befund erscheint, muss jedoch auch kritisch beleuchtet werden. Die Nutzung von DuDa hängt maßgeblich mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen hinsichtlich der Exklusion von MmB im realen Sozialraum ab. Das Programm stellt eine Reaktion auf jene strukturellen Bedingungen dar, auf die sein Erfolg zurückzuführen ist, jedoch ohne diese Umstände zwangsläufig herauszufordern. Der häufig geäußerte Wunsch nach stärkerer Anknüpfung an die Mehrheitsgesellschaft trotz allgemeiner Zufriedenheit mit DuDa zeigt, dass das Angebot zwar einige soziale Funktionen erfüllen, jedoch nicht vollständig ersetzen kann. Die Bedürfnisse nach einem Angebot, was echte Verbindung und Teilhabe im analogen Leben ermöglicht, nach Freundschaften mit Gleichgesinnten, Kontakt zu Personen ohne Behinderungen oder Menschen, die mit ihnen Aktivitäten unternehmen, die alleine nicht realisierbar wären, bleiben weiterhin bestehen. Angebote wie DuDa bergen daher die Gefahr, die problematischen und exkludierenden Lebensumstände von MmB wie segregierte Wohnumfelder zu reproduzieren, anstatt echte Beteiligung und Durchmischung zu fördern. Digitale Sozialräume können also gleichzeitig subjektiv entlastend und in der täglichen Lebensführung seiner Nutzenden höchst relevant sein und dennoch stabilisierend auf bestehende Strukturen und Ausschlüsse wirken.

Abgesehen davon verdeutlichen einige Aussagen, dass die technische Ausgestaltung von DuDa nicht gleichermaßen niederschwellig ist, wie dessen offener sozialer Aufbau. Der Zugang setzt digitale Kompetenzen oder Unterstützung von anderen voraus, die nicht allen Menschen der Zielgruppe gleichermaßen zur Verfügung stehen und nicht vom Serviceanbieter geleistet werden. Das wiederum zeigt, dass digitale Räume gleichzeitig inklusiv gedacht sein und dennoch exkludierend ausgestaltet sein können. Mit Blick auf den Digital Divide werden auch in DuDa ähnliche Tendenzen sichtbar, wie bereits andere Forschungsarbeiten beleuchtet haben: während die Technologie einerseits Zugänge eröffnen und Barrieren abbauen kann, bleibt sie voraussetzungsreich und kann dadurch ohnehin benachteiligte Gruppen im Besonderen ausschließen (BMASGK, 2019; Reidl et al., 2020).

6.3.4 DuDa als sicher erlebter Raum – eine Ergänzung zum Oldenburgschen

Modell

Nach Oldenburg zeichnen sich Third Places durch radikale Offenheit und Zugänglichkeit aus, um möglichst vielen Menschen unabhängig vom sozialen Status Teilhabe zu ermöglichen. Parkinson et al. (2021, S. 116) weichen von dieser Idee absoluter Öffentlichkeit ab und führen „ease of access and participation“ als vergleichbare Dimension für Third Places im Internet ein. Damit betonen sie die tatsächlichen Teilhabebedingungen sowie die Niederschwelligkeit des Zugangs und der Nutzung. Bezogen auf DuDa zeigt sich, dass gerade die beständige Gruppe einerseits und die bewusste Nicht-Öffentlichkeit des Angebots andererseits für viele Teilnehmende die Basis für ihre aktive Beteiligung bilden. Außerdem ermöglicht diese Struktur weitere spezifische Qualitäten: Schutz vor diskriminierenden Erfahrungen, die Gewissheit, dass Gespräche nicht von Außenstehenden mitgehört werden und das Erleben eines emotionalen Sicherheitsnetzes innerhalb der Gruppe.

Gerade jene „Nicht-Öffentlichkeit“ kann als Voraussetzung dafür angesehen werden, dass andere Funktionen, wie befreite Kommunikation, Zugehörigkeitsgefühl oder das Vertrauen, auch persönliche oder emotionale Themen zu teilen, überhaupt erfüllt werden können. So weicht DuDa zwar von der Idee radikaler Öffentlichkeit ab, doch ist es genau diese Begrenztheit, die den für den notwendigen Schutz der Besucher*innen sorgt. In diesem Sinne kann die bewusste Nicht-Öffentlichkeit als funktionale Ergänzung des klassischen Modells von Third Places gesehen werden, die Inklusion in einer exkludierenden Gesellschaft erst ermöglicht.

Zusätzlich spielt die Moderation eine entscheidende Rolle dabei, eine inklusive und sicher empfundene Kommunikationskultur zu schaffen. Gewissermaßen nimmt die moderierende Person eine gastgebende und strukturierende Rolle ein – ein Faktor, der zunächst gegen die Einordnung als Third Place spricht, da dort niemand die Rolle einer gastgebenden Person („host“) einnehmen muss. Doch auch an dieser Stelle ist eine differenziertere Beobachtung notwendig. In DuDa scheint die Moderation eine Voraussetzung für die Entstehung gleichberechtigter „sociability“ im Sinne eines geselligen, zweckfreien Austauschs, zu sein. Sie trägt dazu bei, dass die Besucher*innen des DuDa-Raumes ähnlich viel zu Wort kommen und niemand aus der Interaktion ausgeschlossen wird.

Oldenburg & Brissett (1982) beschreiben die Gesprächskultur in Third Places als „remarkably democratic“ (S. 272), sodass jede*r „just the right amount“ (S. 272) sprechen kann. In DuDa wird eine solche annähernd demokratische Gesprächssituation nicht aus sich selbst hervorgebracht, sondern muss aktiv ermöglicht werden. Die Moderation sorgt für Struktur in chaotischen Momenten und nutzt die technische Infrastruktur bewusst, um durch die Steuerung der Redeanteile auch das Ausmaß des Erlebens von Gleichwertigkeit im Sinne des „levelers“ positiv zu beeinflussen. Parkinson et al. (2021) ziehen in den Ausführungen zur Dimension „equity“ eine Parallele zwischen Barkeeper*innen oder Baristas in analogen Third Places und den Anbieter*innen oder Moderator*innen von Online-Plattformen. Sie unterstützen maßgeblich beim Beziehungsaufbau und tragen dazu bei, einen Raum gegenseitigen Respekts zu schaffen. Außerdem betonen Steinkuehler und Williams (2006) die prägende Rolle der technischen Architektur für virtuelle Interaktionen. Bezogen auf DuDa fungiert die Moderation zusammengefasst als unverzichtbare und vermittelnde Instanz, welche den digitalen Rahmen sozial erst in vielen Qualitäten nutzbar macht.

Entsprechend kommt der moderierenden Person auch große Verantwortung zu. Zum einen hängt der grundsätzliche Zugang und damit die Teilhabemöglichkeiten der DuDa-Nutzer*innen von dieser personellen Ressource ab, wodurch der Raum fragiler erscheint. Zum anderen zeigen die Ergebnisse, dass eine als zu dominant oder unzureichend einfühlsam empfundene Moderation störend wirken und sich negativ auf das Erleben eines zwanglosen, informellen Raumes auswirken kann. Die Moderation steht damit exemplarisch für eine weitere Ambivalenz des DuDa-Raums: Sie begrenzt seine Nähe zum klassischen Third Place, der ohne Gastgeber und formelle Hierarchien auskommt

und ist zugleich genau jene Bedingung, unter der andere soziale Funktionen für die Zielgruppe realisierbar werden.

6.3.5 Zwischenfazit und Beantwortung von Forschungsfrage 3

Hinsichtlich der Forschungsfrage „Inwiefern weist der digitale Kommunikationsraum DuDa charakteristische Merkmale eines Third Place aus der Perspektive seiner Nutzer*innen auf?“ lässt sich feststellen, dass DuDa aus Sicht der Teilnehmenden in einigen zentralen Punkten als eine Art internetbasierter Third Place eingeordnet werden kann. Seine zentralen Qualitäten liegen dabei weniger in der vollständigen Übertragbarkeit des klassischen Third-Place-Konzepts, als in der zielgruppenangepassten Ausgestaltung seiner sozialen Funktionen.

Geprägt durch die kommunikative, gesellige und spielerische Atmosphäre erlaubt DuDa seinen Besucher*innen, als alltäglicher Entlastungsraum genutzt zu werden, in dem Austausch und Akzeptanz ohne Anpassungs- oder Leistungsdruck ermöglicht wird. In Verbindung mit der vertrauten Gemeinschaft kann dabei das Gefühl eines „zweiten Zuhauses“ entstehen, welches von einigen analogen Barrieren befreit ist. Gemeinsame Bezugspunkte entwickeln sich dabei nicht aufgrund geografischer Nähe oder das Teilen eines physischen Raumes, sondern auf Basis vergleichbarer Erfahrungshintergründe und verlässlich wiederkehrende Gruppeninteraktionen.

Obwohl das DuDa-Programm nur zu festgelegten Tageszeiten besucht werden kann, lebt es von einer gewissen Nutzungsflexibilität und Alltagsnähe, die in einer Lebenswelt, welche häufig von institutionellen Zwängen oder eingeschränkter Wahlfreiheit geprägt ist, für seine Besucher*innen positiv heraussticht. Auch hinsichtlich der Form der Zugänglichkeit unterscheidet es sich grundlegend von anderen Third Places: Im Gegensatz zur klassischen Idee, die sich durch radikale Offenheit auszeichnet, ist es bei DuDa gerade die bewusste Nicht-Öffentlichkeit, die das Erlebnis für die Zielgruppe vor dem Hintergrund eingeschränkter Zugänge zu analogen Sozialräumen besonders positiv prägt. Dieser geschützte Rahmen dient als grundlegende Voraussetzung dafür, dass sich im Raum andere Qualitäten, wie Vertrauen und Zugehörigkeit überhaupt entfalten können.

Diese zum Ursprungskonzept gegensätzliche Logik findet sich auch in Bezug auf das „leveler“- Merkmal. Eine gleichwertige Gesprächskultur entsteht in DuDa nicht durch allgemeinen und gleichberechtigten Zugang zum Third Place, sondern aufgrund der besonderen Rolle der Moderation. Durch die Strukturierung von Redeanteilen bei

unterschiedlichen Kommunikationsbedürfnissen sowie der generellen Sicherung eines respektvollen Miteinanders wird Gleichberechtigung aktiv hergestellt, anstatt blind vorausgesetzt. Gerade diese scheinbaren Abweichungen erweisen sich als funktionale Anpassungen für echte Inklusion im digitalen Kontext.

Dennoch existieren Ambivalenzen, die den Vergleich zwischen DuDa und anderen Third Places angreifbar machen und Ausschlüsse reproduzieren. Der technische Aufbau sorgt für Hürden für Menschen mit geringen digitalen Kompetenzen und der Fokus auf verbale Kommunikation hindert Personen mit diversen Kommunikationsbedürfnissen an der Mitgestaltung. Zudem kann DuDa einige individuelle soziale Bedürfnisse seiner Nutzer*innen zwar aufgrund der schützenden und zielgruppennahen Struktur auffangen; dennoch besteht in ebendieser Struktur das Risiko, segregierte Lebenswelten digital fortzuschreiben.

Damit wird deutlich, dass DuDa nicht als digitale Variante eines klassischen Third Places verstanden werden kann. Eher handelt es sich um eine angepasste Fortschreibung des Konzepts, das einige Merkmal priorisiert und andere so verändert, dass sie zielgruppenspezifische Funktionen besonders erfüllen: Schutz, Verlässlichkeit und eine sichere Gemeinschaft. Die dritte Forschungsfrage kann zusammengefasst so beantwortet werden, dass DuDa nicht trotz sondern aufgrund seiner funktionalen Abweichungen als digitaler Third Place für MmB wirken kann, ohne jedoch alle Exklusionsmechanismen und strukturelle Grenzen aktiv herauszufordern.

6.4 Limitationen

Neben den in 4.3 beschriebenen Herausforderungen, denen im Forschungsprozess nicht immer vollumfänglich begegnet werden konnte, existieren weitere Einschränkungen, die die Übertragbarkeit der Ergebnisse limitieren.

Zum einen ist das untersuchte Fallbeispiel ein sehr spezifisches und bereits etabliertes Angebot, dessen Ausgestaltung stark an die Bedürfnisse der Nutzer*innen angepasst wurde. Entsprechend sind die Ergebnisse nicht ohne Einschränkungen auf andere digitale Kommunikationsräume übertragbar und es bleibt offen, inwiefern ähnliche Erfahrungen auch in weniger stark angepassten oder anonymen Online-Räumen auftreten würden.

Zum anderen zeichnet sich die vorliegende Erhebung durch eine eher kleine Stichprobe aus. Zwar besitzen die Interviews eine hohe inhaltliche Reichhaltigkeit, dennoch konnten die individuellen Wahrnehmungen von nur 10 Personen innerhalb eines

Erhebungszeitraums von drei Monaten einbezogen werden. Für eine bessere Generalisierbarkeit müssten künftige Untersuchungen eine größere und heterogenere Stichprobe befragen, um unterschiedliche Lebenslagen sowie individuelle Nutzungsmotivationen und Wirkmechanismen stärker abzubilden. Dabei wäre auch die Aufnahme der Nicht-Nutzenden von Interesse, um Hürden, die eine Anmeldung und Teilnahme behindern, zu erfassen und daraus Entwicklungspotentiale abzuleiten.

Zusätzlich wäre eine standardisierte und quantitative Erhebung des Einsamkeitserleben mithilfe von Fragebögen interessant, die an die Kommunikationsbedarfe der Zielgruppe angepasst sind. Dadurch könnten Vergleiche zwischen Gruppen ermöglicht oder der Zusammenhang zwischen Nutzungsintensität des Angebots und subjektivem Einsamkeitserleben erforscht werden. Auch längsschnittliche Designs könnten wertvolle Erkenntnisse zu Veränderungen des Nutzungsverhalten über die Zeit liefern und längerfristige Effekte hinsichtlich der Entwicklung der sozialen Beziehungen sichtbar machen.

Außerdem sind die Feldnähe der Forscherin sowie die u. A. damit verbundenen Einflüsse sozialer Erwünschtheit in der Interviewsituation kritisch zu berücksichtigen. Auch wenn versucht wurde, diese Faktoren bewusst methodisch abzufedern und die Reflexion darüber in den Forschungsprozess einzubinden, kann nicht ausgeschlossen werden, dass diese Faktoren sowohl die Antworten an sich als auch die Deutung der Aussagen beeinflusst haben.

7 Fazit und Ausblick

Diese Masterarbeit hat die Online-Plattform DuDa aus der Perspektive ihrer Nutzer*innen, Menschen mit Behinderung, analysiert. Ziel war es, das Erleben der durch die Nutzung entstehenden sozialen Beziehungen zu beleuchten, die Bedeutung des Angebots im Kontext der persönlichen Einsamkeitserfahrungen der Teilnehmenden einzuordnen sowie zu untersuchen, inwiefern DuDa Merkmale eines Third Place aufweist. Zur Beantwortung dieser Fragen wurde eine qualitative Untersuchung auf Basis zehn leitfadengestützter Interviews mit Nutzer*innen des DuDa-Raums durchgeführt.

Die Ergebnisse zeigen, dass DuDa kein austauschbares Freizeitangebot ist, sondern durch seine soziale, strukturierende und zielgruppenangepasste Gestaltung einen festen Bezugspunkt im Alltag seiner Teilnehmenden darstellt. Die Ausgestaltung des Online-Raums ermöglicht aktive Partizipation, emotionale Unterstützung und Zugehörigkeit in

einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem analoge soziale Netze häufig institutionell geprägt sind und weitere strukturelle Barrieren Teilhabe erschweren.

Mit der ersten Forschungsfrage wurde DuDa hinsichtlich der entstehenden Beziehungen untersucht. Dabei wurde deutlich, dass der Besuch des Raums diverse Arten von sozialen Kontakten ermöglicht: von lockeren Begegnungen, über lose Freundschaften bis hin zu einzelnen engeren Verbindungen. Die Besonderheit des Programms liegt jedoch weniger in der Tiefe einzelner Beziehungen als in seiner verlässlichen Rahmung. Dass die vertraute DuDa-Runde regelmäßig besucht werden kann, lässt daraus einen sozialen Bezugspunkt werden und ein gemeinschaftliches Gefühl entstehen. Dieses Zugehörigkeitsgefühl basiert nicht auf Homogenität der Teilnehmenden, sondern vielmehr auf den geteilten Lebensrealitäten als Menschen mit Behinderung, wiederholter Begegnung sowie nutzer*innenorientierter Teilhabe und aktiver Partizipation. Auf diese Weise entsteht eine erfahrungsbasierte Gemeinschaft, die zwar nur komplementär zu anderen sozialen Netzen wirksam sein kann, aber dennoch eine verlässliche Form sozialen Kontaktes und Zugehörigkeit ermöglicht.

Die zweite Forschungsfrage richtet den Fokus auf die Bedeutung von DuDa hinsichtlich des Einsamkeitserlebens der Teilnehmenden. Dahingehend zeigen die Ergebnisse, dass der regelmäßige Besuch des Online-Raumes insbesondere dabei unterstützen kann, relationale Einsamkeit zu mindern. Die wiederkehrende Besucher*innengruppe dient als sozialer Bezugspunkt, der die Sicherheit vermittelt, bei Bedarf Sorgen teilen zu können und emotionale Resonanz zu erfahren. Gerade das Erfahren von Akzeptanz, Verständnis und Unterstützung kann protektiv gegen Einsamkeit wirken. In einem häufig unstrukturierten Alltag fungiert DuDa zudem als Art sozialer Anker, durch den Erlebtes teilbar gemacht und täglichen Abläufen eine gemeinschaftliche Komponente hinzugefügt werden kann. Dadurch besitzt DuDa das Potenzial, Rückzugsdynamiken zu unterbrechen und Isolationstendenzen entgegenzuwirken. Doch gerade diese Bedeutung als verlässliche soziale Gelegenheitsstruktur eröffnet Ambivalenzen: DuDa kann Lücken im persönlichen Beziehungsnetz zum Teil kompensieren, bleibt dabei jedoch von technischen und personellen Voraussetzungen abhängig.

Im Rahmen der dritten Forschungsfrage wurde analysiert, inwiefern DuDa einem Third Place ähneln kann. Es zeigte sich, dass dem Online-Raum zwar einige Dimensionen fehlen, die einen dritten Ort im klassischen Sinne auszeichnen; jedoch scheinen gerade diese Abweichungen eher funktionale Anpassungen an die Nutzer*innengruppe zu sein,

aufgrund derer DuDa als zielgruppenorientierte Weiterentwicklung eines Third Place eingeordnet werden kann. Als gesellige und entlastende Kommunikationsplattform ermöglicht der Online-Raum den Besucher*innen Austausch ohne Leistungsdruck und Zugehörigkeit zu einer wiederkehrenden Personengruppe. Dadurch kann DuDa für einige Nutzer*innen die Qualität eines „zweiten Zuhauses“ annehmen, ohne dieselben Anforderungen wie analoge dritte Orte zu stellen. Im Gegensatz zu klassischen Third Places, die grundsätzlich öffentlich und zugänglich sind, zeichnet sich DuDa durch eine bewusste Nicht-Öffentlichkeit aus. Dieser geschützte Raum bietet Distanz zu diskriminierenden Erfahrungen, fördert das Sicherheitsgefühl der Teilnehmenden und ermöglicht vertrauensvollen Austausch. Moderierende Personen fördern zudem eine gleichwertige Kommunikationskultur und stellen Gleichberechtigung aktiv her. Ambivalent bleibt jedoch, dass technische Hürden und der Fokus auf gesprochene Kommunikation ebenfalls Ausschlüsse produzieren können, die die Barrierefreiheit des Angebots einschränken. Zugleich muss DuDa im Licht exkludierender realweltlicher Strukturen kritisch betrachtet werden, da sich seine Relevanz auch aus den eingeschränkten Zugängen zu analogen Begegnungsstrukturen ergibt. Als „Brücke in die Realität“ kann DuDa jedoch zumindest als kompensierender Sozialraum Anschluss ermöglichen.

Für künftige Forschungsvorhaben ergeben sich einige Anschlussfragen, welche diese Arbeit ergänzen und erweitern könnten. Zum einen wäre es wichtig, die langfristigen Effekte der intensiven Nutzung inklusiver digitaler Gemeinschaften wie DuDa auf die darin entstandenen Beziehungen und das Einsamkeitserleben zu untersuchen. Daran anknüpfend erscheint auch eine Analyse derjenigen Hebel, die dafür sorgen, dass Menschen in Online-Räumen tragfähige soziale Bindungen erfahren, relevant. Gerade vor dem Hintergrund einer zunehmend digitalisierten Welt, in der der Wunsch nach menschlicher Verbindung dennoch weiterhin zentral für Wohlbefinden und Lebenszufriedenheit sein wird, wäre eine Untersuchung hilfreich, die sich mit der Gestaltung einer Verschränkung digitaler und analoger Begegnungsräume für marginalisierte Gruppen auseinandersetzt.

Über diese Fragen inhaltlicher Natur hinaus sollte auch auf methodischer Ebene die Kompetenz unter Forschenden geschult und ein höheres Bewusstsein für den Einbezug der Zielgruppe in jegliche Forschungsprojekte geschaffen werden. Insbesondere traditionell forschungsferne Gruppen sollten stärker in weitere Phasen des

Forschungsprozesses einbezogen und als Ko-Produzierende von Wissen verstanden werden.

Außerdem ergeben sich aus dieser Masterarbeit folgende Anknüpfungspunkte für Personen aus Fachpraxis, Selbstvertretung und Verwaltung:

Erstens zeigt sich, dass Einsamkeit unter MmB ein hochrelevantes und ernstzunehmendes Thema ist. Angebote, die sich der Herausforderung der Einsamkeitslinderung annehmen, müssen an ihre Zielgruppe angepasst sein und ihre diversen Bedürfnisse berücksichtigen. Insbesondere bei technischen Lösungen besteht die Gefahr, sie nicht niederschwellig genug zu gestalten und damit das Wirkungspotenzial einzuschränken. Der Abbau technischer Hürden, begleitende Weiterbildungsangebote für die Entwickler*innen und Maßnahmen digitaler Kompetenzentwicklung für die zukünftigen Nutzer*innen des Angebots sollten aktiv in den Entstehungsprozess einbezogen werden, um Innovation zielgerichtet und wirkungsvoll gestalten zu können.

Zweitens erscheint es im Licht dieses Forschungsprojektes sinnvoll, zukünftige Begegnungsräume hybrid zu denken. Gerade vulnerablen Zielgruppen können so neue Möglichkeiten eröffnet werden, insbesondere dort, wo Mobilitätseinschränkungen, räumliche Distanzen oder institutionelle Abhängigkeiten die Teilhabe an physischen Angeboten erschweren. Dennoch darf das nicht geschehen, ohne zugleich jene Exklusionsmechanismen politisch sichtbar zu machen, die solche Angebote überhaupt notwendig werden lassen und ihnen auf systemischer Ebene zu begegnen. Rein digitale Formate dürfen in diesem Zusammenhang nicht als bequeme Ersatzlösung verstanden werden, um sich nicht mit bestehenden „Berührungsängsten“ auseinandersetzen zu müssen oder die Komplexität der Organisation echter Begegnungen zu umgehen. Vielmehr sollte die Entwicklung hybrider Räume mit dem Anspruch verbunden sein, analoge Angebote zu ergänzen und damit soziale Teilhabe zu erweitern, nicht jedoch institutionelle Sonderstrukturen für MmB weiter zu befeuern.

Drittens muss stets im Auge behalten werden, welche Menschen durch ein Angebot tatsächlich erreicht werden, selbst wenn es explizit an sie gerichtet ist. Leben Personen bereits stark sozial zurückgezogen, kann es sein, dass sie von klassischen Formen der Ansprache gar nicht erst erreicht werden. Insbesondere dann, wenn es an digitaler Kompetenz mangelt oder eine fehlende Anbindung an bestehende Unterstützungsstrukturen den Zugang zu relevanten Informationen erschwert, besteht die Gefahr, an genau jener Personengruppe „vorbeizuentwickeln“, die von einem solchen

Angebot besonders profitieren würde. Niederschwelligkeit darf sich daher nicht nur auf die Ausgestaltung eines Projektes beziehen, sondern muss bereits bei der Ansprache ansetzen, auch wenn dafür gegebenenfalls Umwege in Kauf genommen werden müssen.

Insgesamt zeigt diese Arbeit, welche bedeutsamen Funktionen ein digitaler Begegnungsraum wie DuDa für seine Nutzenden einnehmen kann: Zugehörigkeit, Mitgestaltung, Struktur, Entlastung, Sicherheit und eine potenzielle Minderung der Einsamkeit. Dieser Nutzen ergibt sich jedoch erst durch eine verlässliche und zielgruppenangepasste soziale Rahmung, die Begegnung im digitalen Raum greifbar macht und unterschiedliche Bedürfnisse ernst nimmt. Gerade deshalb verweist diese Masterarbeit nicht nur auf das Potenzial digitaler Räume, sondern auch auf die Notwendigkeit, MmB stärker als Expert*innen ihrer eigenen Lebensrealitäten in Forschung, Entwicklung und Gestaltung solcher Angebote einzubeziehen.

Literaturverzeichnis

- Aldosemani, T. I., Shepherd, C. E., Gashim, I., & Dousay, T. (2015). Developing third places to foster sense of community in online instruction. *British Journal of Educational Technology*, 47(6), 1020–1031. <https://doi.org/10.1111/bjet.12315>
- Aldrich, R., Rudman, D. L., Fernandes, K., Nguyen, G., & Larkin, S. (2023). (Re)making “third places” in precarious times: Conceptual, empirical, and practical opportunities for occupational science. *Journal of Occupational Science*, 31(4), 721–739. <https://doi.org/10.1080/14427591.2023.2234382>
- Alsarrani, A., Hunter, R. F., Dunne, L., & Garcia, L. (2022). Association between friendship quality and subjective wellbeing among adolescents: a systematic review. *BMC Public Health*, 22, Artikel 2420. <https://doi.org/10.1186/s12889-022-14776-4>
- Amnesty International Schweiz. (2021, Mai). *Inklusive Sprache*. <https://www.amnesty.ch/de/ueber-amnesty/inklusive-sprache/glossar>
- Anderson, R. K., Morris, J. T., Thompson, N. A., & Lippincott, B. R. (2021). Disability, technology based communication, and loneliness. *Journal on Technology and Persons with Disabilities*, 140. California State University, Northridge. <https://scholarworks.calstate.edu/downloads/th83m6152>
- Appel, M., & Schreiner, C. (2014). Digitale Demenz? Mythen und wissenschaftliche Befundlage zur Auswirkung von Internetnutzung. *Psychologische Rundschau*, 65(1), 1–10. <https://doi.org/10.1026/0033-3042/a000186>
- Arbeitsmarktservice Österreich. (2025). Höhere Betroffenheit von Arbeitslosigkeit brachte 2024 mehr Bedarf an Unterstützung durch das AMS [Spezialthema zum Arbeitsmarkt, Mai 2025]. https://www.ams.at/content/dam/download/arbeitsmarktdaten/%C3%B6sterreich/berichte-auswertungen/001_spezialthema_0525.pdf

- Back, E. C., Hyon, R., López, K., Du, M., Porter, M. A., & Parkinson, C. (2023). Lonely individuals process the world in idiosyncratic ways. *Psychological Science*, 34(6), 683–695. <https://doi.org/10.1177/09567976221145316>
- Bargh, J. A., & Mckenna, K. Y. (2004). The Internet and Social Life. *Annual Review of Psychology*, 55(1), 573–590. <https://doi.org/10.1146/annurev.psych.55.090902.141922>
- Baumeister, R. F., & Leary, M. R. (1995). The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. *Psychological Bulletin*, 117(3), 497– 529. <https://doi.org/10.1037/0033-2909.117.3.497>
- Beail, N., & Williams, K. (2014). *Using qualitative methods in research with people who have intellectual disabilities. Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities*, 27(2), 85–96. <https://doi.org/10.1111/jar.12088>
- Birditt, K. S., Manalel, J. A., Sommers, H., Luong, G., Fingerman, K. L., & Pruchno, R. (2018). Better off alone: Daily solitude is associated with lower negative affect in more conflictual social networks. *Gerontologist*, 59(6), 1152–1161. <https://doi.org/10.1093/geront/gny060>
- Bleidick, U., & Hagemester, U. (1998). *Einführung in die Behindertenpädagogik. Band 1. Allgemeine Theorie der Behindertenpädagogik* (6., überarb. Aufl.). W. Kohlhammer.
- Booth, T., & Booth, W. (1994). The use of depth interviewing with vulnerable subjects: Lessons from a research study of parents with learning difficulties. *Social Science & Medicine*, 39(3), 415–424. [https://doi.org/10.1016/0277-9536\(94\)90139-2](https://doi.org/10.1016/0277-9536(94)90139-2)
- Bos, N. D., Gergle, D., Olson, J. S., Olson, G. M. (2001). Being there versus seeing there: trust via video. *CHI '01 Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems* (S. 291–292). <https://doi.org/10.1145/634067.634240>
- Bos, N.D., Olson, J.S., Gergle, D., Olson, G.M., & Wright, Z.C. (2002). Effects of four computer-mediated communications channels on trust development.

Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems (S.135–140). <https://doi.org/10.1145/503376.503401>

Bosman, C., & Dolley, J. (2019). Rethinking third places and community building. J. Dolley & C. Bosman (Hrsg.), *Exploring sustainable urbanism* (S. 1–19). Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781786433916.00009>

Bosse, I., Jäcklein, M., & Kreis, A. (2012). Medienpädagogik und Inklusion: Editorial. *merz – medien + erziehung*, 56(1), 8–11. <https://doi.org/10.21240/merz/2012.1.7>

Buchner, T. (2008). Das qualitative Interview mit Menschen mit einer so genannten geistigen Behinderung. Ethische, methodologische und praktische Aspekte. In G. Biewer, M. Luciak, & M. Schwinge (Hrsg.). *Begegnung und Differenz. Länder - Menschen - Kulturen. Dokumentation der 43. Arbeitstagung der DozentInnen der Sonderpädagogik deutschsprachiger Länder* (S. 516-528). Verlag Julius Klinkhardt.

Buecker, S., Mund, M., Chwastek, S., Sostmann, M., Luhmann, M. (2021). Is loneliness in emerging adults increasing over time? A preregistered cross-temporal meta-analysis and systematic review. *Psychological Bulletin*, 147(8), 787–805. <https://doi.org/10.1037/bul0000332>

Bundesfachstelle Barrierefreiheit. (o. J.). *Der inklusive Sozialraum*. https://www.bundesfachstelle-barrierefreiheit.de/DE/Initiative-Sozialraum-Inklusiv/Inklusiver-Sozialraum/inklusive-sozialraum_node.html

BMAS - Bundesministerium für Arbeit und Soziales. (2021). *Dritter Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen*. <https://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/Broschueren/a125-21-teilhabebericht.html>

BMASGK - Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz (2019). *Abschlussbericht. Auswirkungen der Digitalisierung auf die Inklusion von Menschen mit Behinderung in den*

Arbeitsmarkt. <https://www.sozialministerium.at/dam/jcr:96b2824f-09bd-42b2-bfa0816d1e8fb5ef/Abschlussbericht%20Auswirkungen%20der%20Digitalisierung%20auf%20die%20Inklusion%20von%20Menschen%20mit%20Behinderung%20in%20den%20Arbeitsmarkt.pdf>

BMASGK - Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz. (2025). *Einsamkeit in Österreich: Ein Überblick über die Verbreitung und Struktur von Einsamkeit*. Statistik Austria.
https://www.statistik.at/fileadmin/publications/Einsamkeit_Bericht-20251209.pdf

BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (2023). *Strategie der Bundesregierung gegen Einsamkeit*.
<https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/strategie-der-bundesregierung-gegen-einsamkeit-234582>

BMFSFJ - Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2024). *Einsamkeitsbarometer 2024: Langzeitentwicklung von Einsamkeit in Deutschland* (1. Ausg.).
<https://www.bmfsfj.de/resource/blob/240528/5a00706c4e1d60528b4fed062e9debcc/einsamkeitsbarometer-2024-data.pdf>

BMSGPK - Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (2016). *UN-Behindertenrechtskonvention*.
<https://broschuerenservice.sozialministerium.at/Home/Download?publicationId=19>

Burkart, R. (2021). *Kommunikationswissenschaft: Grundlagen und Problemfelder einer interdisziplinären Sozialwissenschaft* (6., verbesserte und ergänzte Auflage). Utb.

Cacioppo, J. T., & Cacioppo, S. (2018). The growing problem of loneliness. *Lancet*, 391(10119), 426. [https://doi.org/10.1016/S0140-6736\(18\)30142-9](https://doi.org/10.1016/S0140-6736(18)30142-9)

- Cacioppo, J. T., Cacioppo, S., & Boomsma, D. I. (2013). Evolutionary mechanisms for loneliness. *Cognition and Emotion*, 28(1), 3–21.
<https://doi.org/10.1080/02699931.2013.837379>
- Cacioppo, J. T., Fowler, J. H., & Christakis, N. A. (2009). Alone in the crowd: The structure and spread of loneliness in a large social network. *Journal of Personality and Social Psychology*, 97(6), 977–991. <https://doi.org/10.1037/a0016076>
- Cacioppo, J. T., Grippo, A. J., London, S., Goossens, L., & Cacioppo, S. (2015). Loneliness: Clinical import and interventions. *Perspectives on Psychological Science*, 10(2), 238–249. <https://doi.org/10.1177/1745691615570616>
- Cacioppo, J. T., & Hawkley, L. C. (2009). Perceived social isolation and cognition. *Trends in Cognitive Sciences*, 13(10), 447–454.
<https://doi.org/10.1016/j.tics.2009.06.005>
- Cacioppo, J. T., & Patrick, W. (2008). Loneliness: Human nature and the need for social connection. W. W. Norton & Company.
- Cardinali, M., Beenackers, M. A., Fleury-Bahi, G., Bodéan, P., Petrova, M. T., van Timmeren, A., & Pottgiesser, U. (2024). Examining green space characteristics for social cohesion and mental health outcomes: A sensitivity analysis in four European cities. *Urban Forestry & Urban Greening*, 93, 128230.
<https://doi.org/10.1016/j.ufug.2024.128230>
- Caritas Wien - DuDa (o. J.). *DuDa mit einer Spende unterstützen*. Abgerufen am 7.8.2025 von <https://www.caritas-wien.at/spenden-helfen/aktuelle-aufrufe/duda-mit-einer-spende-unterstuetzen>
- Caritas Wien (2023). *Mittendrin. Einreichung zum Licht ins Dunkel Innovations- und Inklusionsfonds*. [Unveröffentlichtes internes Dokument]
- Caritas Wien (2024). *Präsentation “Einführung in DuDa”*. [Unveröffentlichtes internes Dokument]
- Caritas Wien (2025). *User*innen-Zahlen 2025*. [Unveröffentlichtes internes Dokument]

- Carnazzo, K., Dowdy, E., Furlong, M. J., Quirk, M. P. (2018). An evaluation of the Social Emotional Health Survey - Secondary for use with students with learning disabilities. *Psychology in the Schools*, 56(3), 433–446.
<https://doi.org/10.1002/pits.22199>
- Chadwick, D., Ågren, K. A., Caton, S., Chiner, E., Danker, J., Gómez-Puerta, M., Heitplatz, V., Johansson, S., Normand, C. L., Murphy, E., Plichta, P., Strnadová, I., Wallén, E. F. (2022). Digital inclusion and participation of people with intellectual disabilities during COVID-19: A rapid review and international bricolage. *Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities*, 19(3), 242–256. <https://doi.org/10.1111/jppi.12410>
- Claridge, T. (2018). Functions of social capital – bonding, bridging, linking. *Social Capital Research*. <https://doi.org/10.5281/zenodo.7993853>
- Coplan, R. J., Hipson, W. E., Archbell, K. A., Ooi, L. L., Baldwin, D., & Bowker, J. C.
- Coyle, C. E., & Dugan, E. (2012). Social isolation, loneliness and health among older adults. *Journal of Aging and Health*, 24(8), 1346–1363.
<https://doi.org/10.1177/0898264312460275>
- DCMS - Department for Culture, Media and Sport (2023). *Exploring loneliness stigma through qualitative interviews and focus groups*.
<https://www.gov.uk/government/publications/research-exploring-the-stigma-associated-with-loneliness/exploring-loneliness-stigma-through-qualitative-interviews-and-focus-groups>
- DCMS - Department for Digital, Culture, Media & Sport (2025) *Qualitative research exploring how and why young disabled people experience loneliness and what could be done to reduce it*.
<https://www.gov.uk/government/publications/qualitative-research-exploring-how-and-why-young-disabled-people-experience-loneliness-and-what-could-be-done-to-reduce-it/qualitative-research-exploring-how-and-why-young-disabled-people-experience-loneliness-and-what-could-be-done-to-reduce-it>

- Deutscher Bundestag, wissenschaftliche Dienste (2007). Internetnutzung. *Globale Entwicklung und Darstellung empirischer Daten*.
<https://www.bundestag.de/resource/blob/414768/797fa31a4e17ca56bef9ebb6fb0306fc/wd-10-070-07-pdf-data.pdf>
- Deutsches Jugendinstitut e.V. (2024). *AID:A 2023 Blitzlichter. Zentrale Befunde des DJI-Surveys zum Aufwachsen in Deutschland*. <https://www.dji.de/ueber-uns/projekte/projekte/aida-2023.html>
- Diakonie Österreich. (2021). *Respektvoll reden: Empfehlungen für eine nicht-diskriminierende Sprache* (M. K. Moser & M. Schenk, Hrsg.).
<https://www.diakonie.at/file/download/14787/file/diakonie-respektvoll-reden-2021.pdf>
- Dolley, J. (2025). Libraries: Activated public spaces reducing social isolation. In J. Dolley, K. Hardy, & T. Matthews (Hrsg.), *Public space and the Sustainable Development Goals: Inclusion, safety, culture and nature* (S. 8–18). Edward Elgar Publishing. <https://doi.org/10.4337/9781035322411.00006>
- Doody, O. (2018). Ethical challenges in intellectual disability research. *Mathews Journal of Nursing and Care*, 1(1), Artikel 005.
<https://www.mathewsopenaccess.com/scholarly-articles/ethical-challenges-in-intellectual-disability-research.pdf>
- DuDa (2024). *Über DuDa*. Abgerufen am 17.3.2025 und 14.5.2026 von <https://du-da.at/ueber-duda/>
- Dunbar R. I. M. (2014). The social brain: Psychological underpinnings and implications for the structure of organizations. *Current Directions in Psychological Science*, 23(2), 109–114. <https://doi.org/10.1177/0963721413517118>
- Egen, C., & Gutenbrunner, C. (2021). Reflexionen über den Begriff der Behinderung. *RP Reha*, 3, 24–33.
https://www.mhh.de/fileadmin/mhh/rehabilitationsmedizin/downloads/RP_Reha_3_2021_Egen.pdf

- Egen, C., & Waldhoff, H. P. (2023). *Modelle von Behinderung und historische Entwicklungslinien von Behinderungsprozessen: Ein prozesssoziologischer Versuch. Zeitschrift für Soziologie*, 52(2), 191–212.
<https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-2015>
- Eisenberger, N. I., Lieberman, M. D., & Williams, K. D. (2003). Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. *Science*, 302(5643), 290–292.
<https://doi.org/10.1126/science.1089134>
- Emerson, E., Fortune, N., Llewellyn, G., Stancliffe, R. (2021). *Loneliness, social support, social isolation and wellbeing among working age adults with and without disability: Cross-sectional study. Disability and health journal*, 14(1), 100965. <https://doi.org/10.1016/j.dhjo.2020.100965>
- Entringer, T. (2022). *Epidemiologie von Einsamkeit in Deutschland* (KNE Expertise 4/2022). Kompetenznetz Einsamkeit. https://kompetenznetz-einsamkeit.de/wp-content/uploads/2022/07/KNE_Expertise04_220629.pdf
- Epley, N., & Schroeder, J. (2014). Mistakenly seeking solitude. *Journal of Experimental Psychology: General*, 143(5), 1980–1999.
<https://doi.org/10.1037/a0037323>
- Ernst, M., Beutel, M., Decker, O., & Brähler, E. (2024). Einsam und radikal? *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 74(52), 37–41.
https://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/APuZ_2024-52_online.pdf
- Flick, U., Kardorff, E. von, Steinke, I. (2017). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (12. Auflage, S. 13–30).
- Forrester-Jones, R., Carpenter, J., Coolen-Schrijner, P., Cambridge, P., Tate, A., Beecham, J., & Wooff, D. (2006). The social networks of people with intellectual disability living in the community 12 years after resettlement from long-stay hospitals. *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities*, 19(4), 285–295. <https://doi.org/10.1111/j.1468-3148.2006.00263.x>

- Frieling, M., Froehlich, D. E., Covarrubias Venegas, B., Domnanovich, J., & Thill, K. (2017). Homophilie, Diversity und Feedback: eine soziale Netzwerkanalyse. *Personalmanagement* (S. 179–192). Springer Fachmedien
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15170-6_10
- Fullagar, S., O'Brien, W., & Lloyd, K. (2019). Feminist perspectives on third places. In J. Dolley & C. Bosman (Eds.), *Rethinking third places: Informal public spaces and community building* (S. 20–37). Edward Elgar Publishing.
<https://doi.org/10.4337/9781786433916.00010>
- Funk, D. (2020). Welchen Einfluss hat intergruppaler Kontakt auf die Kategorisierung? Die Kontakthypothese. In *Jugend und Europa*. Tectum Verlag.
- Gentry, M., & Palmer, B. W. (2021). The "timbre" of loneliness in later life. *International psychogeriatrics*, 33(12), 1233–1236.
<https://doi.org/10.1017/S1041610221001046>
- Gierveld, J.D. (1987). Developing and testing a model of loneliness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53(1), 119–128. <https://doi.org/10.1037/0022-3514.53.1.119>
- Gierveld, J. D., & van Tilburg, T. (2006). A 6-Item Scale for Overall, Emotional, and Social Loneliness Confirmatory Tests on Survey Data. *Research on Aging*, 28(5), 582–598 <https://doi.org/10.1177/0164027506289723>
- Gilmore, L., & Cuskelly, M. (2014). Vulnerability to loneliness in people with intellectual disability: An explanatory model. *Journal of Policy and Practice in Intellectual Disabilities*, 11(3), 192–199. <https://doi.org/10.1111/jppi.12089>
- Gin, L. E., Pais, D., Cooper, K. M., & Brownell, S. E. (2022). *Students with disabilities in life science undergraduate research experiences: Challenges and opportunities*. CBE—Life Sciences Education, 21(2), Article ar32.
<https://doi.org/10.1187/cbe.21-07-0196>
- Goffman, E. (2018). *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp.

- Gómez-Zúñiga, B., Pousada, M., & Armayones, M. (2023). Loneliness and disability: A systematic review of loneliness conceptualization and intervention strategies. *Frontiers in Psychology, 13*, Artikel 1040651.
<https://doi.org/10.3389/fpsyg.2022.1040651>
- Gooch, D., & Watts, L. (2015). The impact of social presence on feelings of closeness in personal relationships. *Interacting with Computers, 27*(6), 661–674.
<https://doi.org/10.1093/iwc/iwu020>
- Gottwald, C. (2019). *Behinderung*. socialnet Lexikon. Abgerufen am 15. Mai 2025 von <https://www.socialnet.de/lexikon/Behinderung>
- Granovetter, M. S. (1973). The strength of weak ties. *American Journal of Sociology, 78*(6), 1360–1380. <https://doi.org/10.1086/225469>
- Hahn, M. (2019). Ein Ministerium leistet Pionierarbeit. *Deutschlandfunk*.
<https://www.deutschlandfunk.de/grossbritannien-ein-ministerium-leistet-pionierarbeit-100.html>
- Hall, J., Pennington, N., & Holmstrom, A. (2021). Connecting Through Technology During COVID-19. *Human Communication & Technology, 3*(1).
<https://doi.org/10.17161/hct.v3i1.15026>
- Harrison, R. A., Bradshaw, J., Forrester-Jones, R., McCarthy, M., & Smith, S. (2021). Social networks and people with intellectual disabilities: A systematic review. *Journal of applied research in intellectual disabilities : JARID, 34*(4), 973–992.
<https://doi.org/10.1111/jar.12878>
- Hawkley, L. C., & Cacioppo, J. T. (2010). Loneliness matters: A theoretical and empirical review of consequences and mechanisms. *Annals of Behavioral Medicine, 40*(2), 218–227. <https://doi.org/10.1007/s12160-010-9210-8>
- Hawkley, L. C., Browne, M. W., & Cacioppo, J. T. (2005). How can I connect with thee? Let me count the ways. *Psychological science, 16*(10), 798–804.
<https://doi.org/10.1111/j.1467-9280.2005.01617.x>

- Hawkey, L. C., Hughes, M. E., Waite, L. J., Masi, C. M., Thisted, R. A., & Cacioppo, J. T. (2008). From social structural factors to perceptions of relationship quality and loneliness: the Chicago health, aging, and social relations study. *The journals of gerontology. Series B, Psychological sciences and social sciences*, 63(6), 375–384. <https://doi.org/10.1093/geronb/63.6.s375>
- Heidenreich, S., & Hoffmann, D. (2016). Zur Bedeutung und Funktion von Empowerment im Kontext inklusiver Medienpraxis: Editorial. *merz – medien + erziehung*, 60(3), 6–8. <https://doi.org/10.21240/merz/2016.3.6>
- Helffferich, C. (2011). *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews* (4. Aufl.). VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Helffferich, C. (2014). *Leitfaden- und Experteninterviews*. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 559–574). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_39
- Hennink, M., Hutter, I. Bailey, A. (2020). *Qualitative research methods* (2. Ausgabe). SAGE Publications.
- Hickin, N., Käll, A., Shafran, R., Sutcliffe, S., Manzotti, G., & Langan, D. (2021). The effectiveness of psychological interventions for loneliness: A systematic review and meta-analysis. *Clinical Psychology Review*, 88, Artikel 102066. <https://doi.org/10.1016/j.cpr.2021.102066>
- Hill, P. L., Olaru, G., & Allemand, M. (2023). Do associations between sense of purpose, social support, and loneliness differ across the adult lifespan? *Psychology and Aging*, 38(4), 345–355. <https://doi.org/10.1037/pag0000749>
- Hill, R. A., & Dunbar, R. I. M. (2003). Social network size in humans. *Human Nature*, 14(1), 53–72. <https://doi.org/10.1007/s12110-003-1016-y>
- Holt-Lunstad, J., Smith, T. B., & Layton, J. B. (2010). Social relationships and mortality risk: A meta-analytic review. *PLOS Medicine*, 7(7), Artikel e1000316. <https://doi.org/10.1371/journal.pmed.1000316>

- Hughes, M. E., Waite, L. J., Hawkley, L. C., & Cacioppo, J. T. (2004). A Short Scale for Measuring Loneliness in Large Surveys: Results From Two Population-Based Studies. *Research on aging*, 26(6), 655–672.
<https://doi.org/10.1177/0164027504268574>
- Humpage, L. (2007). Models of Disability, Work and Welfare in Australia. *Social Policy & Administration*, 41(3), 215–231. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9515.2007.00549.x>
- Igeltjörn, A., & Habib, L. (2020). Homebased telework as a tool for inclusion? A literature review of telework, disabilities and work–life balance. In M. Antona & C. Stephanidis (Hrsg.), *Universal Access in Human-Computer Interaction: Applications and Practice* (Lecture Notes in Computer Science, Bd. 12189, S. 420–436). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-030-49108-6_34
- Ingram, I., Kelly, P. J., Deane, F. P., Baker, A. L., & Dingle, G. A. (2020). Perceptions of loneliness among people accessing treatment for substance use disorders. *Drug and alcohol review*, 39(5), 484–494.
<https://doi.org/10.1111/dar.13120>
- Ipsen, C., & Repke, M. (2022). Reaching people with disabilities to learn about their experiences of social connection and loneliness. *Disability and Health Journal*, 15(1), Artikel 101220. <https://doi.org/10.1016/j.dhjo.2021.101220>
- Ishii, K., Lyons, M. M., & Carr, S. A. (2019). Revisiting media richness theory for today and future. *Human Behavior and Emerging Technologies*, 1(2), 124–131. <https://doi.org/10.1002/hbe2.138>
- Jantzen, W. (2007). *Allgemeine Behindertenpädagogik in 2 Teilen*. Lehmanns Media.
- Jeffres, L. W., Bracken, C. C., Jian, G., & Casey, M. F. (2009). The impact of third places on community quality of life. *Applied Research in Quality of Life*, 4(4), 333–345. <https://doi.org/10.1007/s11482-009-9084-8>
- Jenks, A. (2019). Crip theory and the disabled identity: Why disability politics needs impairment. *Disability & Society*, 34(3), 449–469.
<https://doi.org/10.1080/09687599.2018.1545116>

- Jing, J. (2024). The role of third place concerning loneliness in the context of ageing in place: Three neighbourhoods in Stockholm. *Journal of Aging Research*, 2024, Article 4172682. <https://doi.org/10.1155/2024/4172682>
- Karmasin, M., & Ribing, R. (2019). *Die Gestaltung wissenschaftlicher Arbeiten: ein Leitfaden für Haus- und Seminararbeiten, Masterarbeiten, Diplomarbeiten und Dissertationen* (komplett überarb. Aufl.). WUV.
- Keohane, J. (2022). *The Power of Strangers. Benefits of connecting in a suspicious world*. Random House
- Kerschbaumer, L., Gell, S., & Boost, M. (2023). Die Einbindung von Menschen mit Behinderungen in qualitative Sozialforschung: Die Kombination qualitativer Face-to-Face-, digitaler und telekommunikativer Interviews mit einer qualitativen Onlineerhebung während der Pandemie. *Qual.Met Journal*, 1(1), 20. <https://doi.org/10.53205/qualmet.v1i1.9>
- Kieckhaefer, C., Schilbach, L., & Bzdok, D. (2023). Social belonging: Brain structure and function is linked to membership in sports teams, religious groups, and social clubs. *Cerebral Cortex*, 33(8), 4405–4420. <https://doi.org/10.1093/cercor/bhac351>
- Köbsell, S., Jacob, J., & Wollrad, E. (2010). Gendering Disability: Behinderung, Geschlecht und Körper. In *Gendering Disability* (Bd. 7, S. 17–34). transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839413975.17>
- Köbsell, S. (2023, 16. Mai). Behinderung – was ist das eigentlich? *Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)*. <https://www.bpb.de/themen/inklusion-teilhabe/behinderungen/521026/behinderung-was-ist-das-eigentlich/>
- Körper-Stiftung (Hrsg.) Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2023). *Dritte Orte. Begegnungsräume in der altersfreundlichen Stadt*. <https://www.demografie-portal.de/DE/Publikationen/2023/dritte-orte-begegnungsräume-in-der-altersfreundlichen-stadt.html>
- Kruithof, K., Suurmond, J., & Harting, J. (2018). Eating together as a social network intervention for people with mild intellectual disabilities: A theory-based

- evaluation. *International Journal of Qualitative Studies on Health and Well-being*, 13(1), Article 1516089. <https://doi.org/10.1080/17482631.2018.1516089>
- Kuckartz, U. (2018). *Qualitative Inhaltsanalyse: Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (4., überarb. Aufl.). Beltz Juventa.
- Langenkamp, A. (2021). Lonely Hearts, Empty Booths? The Relationship between Loneliness, Reported Voting Behavior and Voting as Civic Duty. *Social Science Quarterly*, 102(4), 1239–1254. <https://doi.org/10.1111/ssqu.12946>
- Langenkamp, A. (2023). The Influence of Loneliness on Perceived Connectedness and Trust Beliefs – Longitudinal Evidence from the Netherlands. *Journal of Social and Personal Relationships*, 40(7), 2298–2322. <https://doi.org/10.1177/02654075221144716>
- Lebenshilfe Österreich. (o. J.). *Fragen & Antworten*. Abgerufen am 18.9.2025 von <https://lebenshilfe.at/wissen/fragen-antworten/>
- LICHT INS DUNKEL. (2023). Innovationsfonds. Abgerufen am 18. Mai 2025, von <https://lichtinsdunkel.org/so-helfen-wir/schwerpunkt-inklusion/innovationsfonds/>
- Lill, F. (2024, 9. September). *Japan: Hilft ein Ministerium gegen Einsamkeit?* *Frankfurter Rundschau*. Abgerufen von <https://www.fr.de/panorama/japan-hilft-ein-ministerium-gegen-einsamkeit-93289600.html>
- Lim, M. H., Eres, R., & Vasan, S. (2020). Understanding loneliness in the twenty-first century: An update on correlates, risk factors, and potential solutions. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 55, 793–810. <https://doi.org/10.1007/s00127-020-01889-7>
- Lobe, B., Morgan, D., Hoffman, K. A. (2020). Qualitative data collection in an era of social distancing. *International Journal of Qualitative Methods*, 19, 160940692093787. <https://doi.org/10.1177/1609406920937875>

- Lorde, A. (1979). The master's tools will never dismantle the master's house. In *Sister outsider: Essays and speeches* (S. 110 - 114). Crossing Press.
- Lorenz, S., Kreuder-Schock, M., Kreider, I., Lietz, S., Schley, T. (2023). Digitale Teilhabe von Menschen mit Behinderung – Erste Erkenntnisse zu Möglichkeiten und Herausforderungen der Digitalisierung im Arbeitsleben. *QfI - Qualifizierung für Inklusion*, 5(2). <https://doi.org/10.21248/qfi.117>
- Luhmann, M. (2022). *Definitionen und Formen der Einsamkeit* (KNE Expertise 1/2022). Kompetenznetz Einsamkeit. <https://www.kompetenznetz-einsamkeit.de>
- Lykes, V. A., & Kimmelmeier, M. (2013). What predicts loneliness? Cultural difference between individualistic and collectivistic societies in Europe. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 45(3), 468–490. <https://doi.org/10.1177/0022022113509881>
- Ma, R., Mann, F., Wang, J., Lloyd-Evans, B., Terhune, J., Al-Shihabi, A., & Johnson, S. (2020). The effectiveness of interventions for reducing subjective and objective social isolation among people with mental health problems: a systematic review. *SOCIAL PSYCHIATRY AND PSYCHIATRIC EPIDEMIOLOGY*, 55(7), 839–876. <https://doi.org/10.1007/s00127-019-01800-z>
- Malterud, K., Siersma, V. D., Guassora, A. D. (2016). Sample size in qualitative interview studies: Guided by information power. *Qualitative Health Research*, 26(13), 1753–1760. <https://doi.org/10.1177/1049732315617444>
- Margalit, M. (1994). *Loneliness among children with special needs: Theory, research, coping, and intervention*. Springer-Verlag. <https://doi.org/10.1007/978-1-4612-2622-2>
- Markiewicz, E. (2019). Third Places in the Era of Virtual Communities. *Studia Periegetica*, 28(4), 9–21. <https://doi.org/10.26349/st.per.0028.01>
- Masi, C. M., Chen, H.-Y., Hawkley, L. C., & Cacioppo, J. T. (2011). A Meta-Analysis of Interventions to Reduce Loneliness. *Personality and Social Psychology Review*, 15(3), 219–266. <https://doi.org/10.1177/1088868310377394>

- Masur, P. K. (2021). Digital communication effects on loneliness and life satisfaction. *Oxford Research Encyclopedia of Communication*. Oxford University Press.
<https://doi.org/10.1093/acrefore/9780190228613.013.1129>
- McInerney, K., Best, D., & Cross, A. (2023). Characteristics of people who have received treatment for late-onset problem drinking and alcohol use disorder: A systematic review and narrative synthesis. *Nordisk Alkohol- & Narkotikatidskrift : NAT*, 40(2), 100–126.
<https://doi.org/10.1177/14550725221143170>
- Mehra, B., Merkel, C., & Bishop, A. P. (2004). The internet for empowerment of minority and marginalized users. *New Media & Society*, 6(6), 781–802.
<https://doi.org/10.1177/146144804047513>
- Meissner, J. O. (2009). Beziehungsherausforderungen in kommunikativ hybriden Arbeitsumgebungen. *Zeitschrift für Management*, 4(3), 307-326.
<https://doi.org/10.1007/s12354-009-0107-z>
- Merton, B. (1998). *Finding the missing*. Youth Work Press.
- Merton, R. K. (1972). Insiders and outsiders: A chapter in the sociology of knowledge. *American Journal of Sociology*, 78(1), 9–47. <https://doi.org/10.1086/225294>
- myAbility (2023). *Leitfaden inklusive Sprache* [PDF].
https://www.myability.org/fileadmin/root_myability/Wissen/Inklusives_Wording/Leitfaden_Inklusive_Sprache_2023_01.pdf
- Neu, C. (2022). Place matters! Raumbezogene Faktoren von Einsamkeit und Isolation – Erkenntnisse und Implikationen für die Praxis (KNE Expertise 8/2022). Kompetenznetz Einsamkeit. <https://kompetenznetz-einsamkeit.de/download/3458/>
- Neu, C. & Vogel, B. (2024). Einsamkeit als soziale Frage. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 74(52), 4–10.
https://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/APuZ_2024-52_online.pdf

- Neuman, R., & Reiter, S. (2017). Couple relationships as perceived by people with intellectual disability — implications for quality of life and self-concept*. *International Journal of Developmental Disabilities*, 63, 138 - 147.
- Newiak, D. (2022). *Die Einsamkeiten der Moderne: Eine Theorie der Modernisierung als Zeitalter der Vereinsamung*. Springer VS Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-35811-2>
- Niediek, I. (2016). Wer nicht fragt, bekommt keine Antworten – Interviewtechniken unter besonderen Bedingungen. *Zeitschrift für Inklusion*, 4. <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/323>
- Nonogaki, K., Nozue, K., & Oka, Y. (2007). Social isolation affects the development of obesity and type 2 diabetes in mice. *Endocrinology*, 148(10), 4658–4666.
<https://doi.org/10.1210/en.2007-0296>
- Nyqvist, F., Nygård, M., & Scharf, T. (2018). Loneliness amongst older people in Europe: A comparative study of welfare regimes. *European Journal of Ageing*, 16, 133–143. <https://doi.org/10.1007/s10433-018-0487-y>
- O'Brien P, Garcia Iriarte E, Mc Conkey R, Butler S, O'Brien B. Inclusive Research and Intellectual Disabilities: Moving Forward on a Road Less Well-Travelled. *Social Sciences*. 2022; 11(10):483. <https://doi.org/10.3390/socsci11100483>
- Obst, P., & Stafurik, J. (2010). Online we are all able bodied: Online psychological sense of community and social support found through membership of disability-specific websites promotes well-being for people living with a physical disability. *Journal of Community & Applied Social Psychology*, 20(6), 525–531.
<https://doi.org/10.1002/casp.1067>
- Oldenburg, R. (2023). *The great good place : cafes, coffee shops, bookstores, bars, hair salons, and other hangouts at the heart of a community* (Berkshire edition). Berkshire Publishing Group LLC.

Oldenburg, R. & Brissett, D. (1982) The third place. *Qualitative Sociology*, 5, 265-284.

<https://doi.org/10.1007/BF00986754>

Parkinson, J., Schuster, L., & Mulcahy, R. (2021). Online Third Places: Supporting Well-Being Through Identifying and Managing Unintended Consequences. *Journal of Service Research : JSR*, 25(1), 108–125.

<https://doi.org/10.1177/10946705211018860>

Pearce, E., Birken, M., Pais, S., Tamworth, M., Ng, Y., Wang, J., Chipp, B., Crane, E., Schlieff, M., Yang, J., Stamos, A., Cheng, L. K., Condon, M., Lloyd-Evans, B., Kirkbride, J. B., Osborn, D., Pitman, A., & Johnson, S. (2023). Associations between constructs related to social relationships and mental health conditions and symptoms: An umbrella review. *BMC Psychiatry*, 23, Artikel 652.

<https://doi.org/10.1186/s12888-023-05069-0>

Pennacchia, J., Bonyhady, G., Wong, S., Pacheco, C., Coghill, D., Granlund, M., & Imms, C. (2025). Making qualitative research accessible to people who have communication disability. *Research in Developmental Disabilities*, 165, 105108.

<https://doi.org/10.1016/j.ridd.2025.105108>

Perlman, D. & Peplau, A. (1981). Towards a Social Psychology of Loneliness. *Personal Relationships in Disorder*, (S.31–56). Academic Press.

Peterson, D., Rooduijn, M., Hopp, F. R., Schumacher, G., & Bakker, B. N. (2025). Loneliness is positively associated with populist radical right support. *Social Science & Medicine (1982)*, 366, 117676.

<https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2025.117676>

Petri, R. (2021). David Vincent, A History of Solitude. *Historein*, 19(2).

<https://doi.org/10.12681/historein.24577>

Petrova, K., & Schulz, M. S. (2022). Emotional experiences in technology-mediated and in-person interactions: An experience-sampling study. *Cognition and Emotion*, 36(4), 750–757. <https://doi.org/10.1080/02699931.2022.2043244>

Pew Research Center. (2018, 3. Dezember). Americans unhappy with family, social or financial life are more likely to say they feel lonely.

<https://www.pewresearch.org/short-reads/2018/12/03/americans-unhappy-with-family-social-or-financial-life-are-more-likely-to-say-they-feel-lonely/>

Pfaff-Czarnecka, J. (2012). Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung. Wallstein.

Pinker, S. (2014). *The village effect: How face-to-face contact can make us healthier, happier, and smarter*. Spiegel & Grau.

Primack, B. A., Shensa, A., Sidani, J. E., Whaite, E. O., Lin, L. Y., Rosen, D., Colditz, J. B., Radovic, A., & Miller, E. (2017). Social Media Use and Perceived Social Isolation Among Young Adults in the U.S. *American journal of preventive medicine*, 53(1), 1–8. <https://doi.org/10.1016/j.amepre.2017.01.010>

Prosetzky, I. (2022). *Wechselwirkung von Einsamkeit mit chronischen Erkrankungen und Behinderungen - mit dem besonderen Fokus auf Bedingungen geistiger Behinderung (KNE Expertise 9)*. Kompetenznetz Einsamkeit. <https://kompetenznetz-einsamkeit.de/publikationen/kne-expertisen/kne-expertise-09>

Putnam, R. D. (2000). *Bowling alone: The collapse and revival of American community*. Simon & Schuster.

Queen, T. L., Stawski, R. S., Ryan, L. H., & Smith, J. (2014). *Loneliness in a day: Activity engagement, time alone, and experienced emotions*. *Psychology and Aging*, 29(2), 297–305. <https://doi.org/10.1037/a0036889>

Raghavendra, P., Grace, E., Newman, L., Wood, D., & Connell, T. (2013). ‘They think I’m really cool and nice’: The impact of Internet support on the social networks and loneliness of young people with disabilities. *Telecommunications Journal of Australia*, 63(2), 22.1–22.15. <https://doi.org/10.7790/tja.v63i2.414>

Reidl, S., Streicher, J., Hock, M., Hausner, B., Waibel, G., Gürtl, F. (2020). *Digitale Ungleichheit*. https://www.ffg.at/sites/default/files/allgemeine_downloads/strukturprogramme/Laura%20Bassi%204.0/Studie_Digitale_Ungleichheit_barrierefrei_final.pdf

- Rice, S., O'Bree, B., Wilson, M., McEnery, C., Lim, M. H., Hamilton, M., Gleeson, J., Bendall, S., D'Alfonso, S., Russon, P., Valentine, L., Cagliarini, D., Howell, S., Miles, C., Pearson, M., Nicholls, L., Garland, N., Mullen, E., McGorry, P. D., & Alvarez-Jimenez, M. (2020). Leveraging the social network for treatment of social anxiety: Pilot study of a youth-specific digital intervention with a focus on engagement of young men. *Internet Interventions*, 20, 100323. <https://doi.org/10.1016/j.invent.2020.100323>
- Rudman, D. L., & Aldrich, R. M. (2022). *Social isolation, third places, and precarious employment circumstances: A scoping review*. University of Western Ontario. <https://doi.org/10.5206/otpub.2022.54>
- Rykała, E. A., & Żołnierczuk, M. (2017). Axiology of communication space and contemporary trends of design of a transport hub. *Journal of Transport & Health*, 5, S112–S113. <https://doi.org/10.1016/j.jth.2017.05.275>
- Samuels, H. C., & Jeong, A. (2024). Protecting Against Loneliness: The Mediating Role of Sense of Community. *Journal of community psychology*, 53(1), e23167. <https://doi.org/10.1002/jcop.23167>
- Sandstrom, G. M., & Dunn, E. W. (2014). Social interactions and well-being: The surprising power of weak ties. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 40(7), 910–922. <https://doi.org/10.1177/0146167214529799>
- Schallenkammer, N. (2018). Offene Leitfadeninterviews im Kontext sogenannter geistiger Behinderung. In D. Katzenbach (Hrsg.): *Qualitative Forschungsmethoden in der Sonderpädagogik*. Kohlhammer.
- Schweden, T. (2025). Wir Körperbehinderten wollen aber ebenfalls keine Krüppel mehr sein: Semantischer und lexikalischer Wandel im Diskurs um Behinderung. *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 44(1). <https://doi.org/10.18148/zs/2025-2004>
- Sennett, R. (1970). *The uses of disorder: Personal identity and city life*. Allen Lane.
- Sharabi, A., & Margalit, M. (2011). The Mediating Role of Internet Connection, Virtual Friends, and Mood in Predicting Loneliness Among Students With and Without

Learning Disabilities in Different Educational Environments. *Journal of Learning Disabilities*, 44(3), 215–227.

<https://doi.org/10.1177/0022219409357080>

Sheer, V. C. (2011). Teenagers' Use of MSN Features, Discussion Topics, and Online Friendship Development: The Impact of Media Richness and Communication Control. *Communication Quarterly*, 59(1), 82–103.

<https://doi.org/10.1080/01463373.2010.525702>

Sheppard-Jones, K., Prout, H. T., & Kleinert, H. (2005). Quality of Life Dimensions for Adults With Developmental Disabilities: A Comparative Study. *Mental Retardation (Washington)*, 43(4), 281–291. [https://doi.org/10.1352/0047-6765\(2005\)43\[281:QOLDFA\]2.0.CO;2](https://doi.org/10.1352/0047-6765(2005)43[281:QOLDFA]2.0.CO;2)

Sigelman, C. K., Budd, E. C., Spanhel, C. L., & Schoenrock, C. J. (1981). When in doubt, say yes: Acquiescence in interviews with mentally retarded persons. *Mental retardation*, 19(2), 53–58. <https://pubmed.ncbi.nlm.nih.gov/7231176/>

Simmel, G. (1950). *The sociology of Georg Simmel*. Free Press.

Simplican, S. C., Leader, G., Kosciulek, J., & Leahy, M. (2015). Defining social inclusion of people with intellectual and developmental disabilities: An ecological model of social networks and community participation. *Research in Developmental Disabilities*, 38, 18–29.

<https://doi.org/10.1016/j.ridd.2014.10.008>

Social City Wien. (o. J.). *Plattform gegen Einsamkeit in Österreich – Kampagne gegen Einsamkeit*. <https://www.socialcity.at/kampagne-gegen-einsamkeit/>

Soukup, C. (2006). Computer-mediated communication as a virtual third place: Building Oldenburg's great good places on the World Wide Web. *New Media & Society*, 8(3), 421–440. <https://doi.org/10.1177/1461444806061953>

Sozialministeriumservice. (o. D.). Menschen mit Behinderung. Abgerufen am 22. Februar 2026, von

https://www.sozialministeriumservice.gv.at/Menschen_mit_Behinderung/Menschen_mit_Behinderung.html

- Spanknebel, S., Barton, S., & Hurlemann, R. (2024). Einsamkeit in Zeiten globaler Polykrisen. *Der Nervenarzt*, 95, 991–997. <https://doi.org/10.1007/s00115-024-01739-w>
- Spitzer, M. (2018). *Einsamkeit – die unerkannte Krankheit: Schmerzhaft, ansteckend, tödlich*. Droemer Knaur.
- Spitzer, M. (2020). Mediennutzung in Zeiten von Corona. *Nervenheilkunde*, 39(11), 698–703. <https://doi.org/10.1055/a-1193-8248>
- SRF Kultur Sternstunden. (2025, 18. November). Warum brauchen wir alle einen guten Ort, Harald Welzer? | Zimmer 42 – mit Barbara Bleisch | Podcast [Video]. YouTube. https://www.youtube.com/watch?v=_vLXU9jgJcA
- Steinert, A., Haesner, M., Steinhagen-Thiessen, E., & Gövercin, M. (2013). Einflussfaktoren auf die Nutzung von Internetkommunikation älterer Menschen *i-com*, 12(2), 12 – 18. <https://doi.org/10.1515/icom.2013.0011>
- Steinkuehler, C., & Williams, D. (2006). Where everybody knows your (screen) name: Online games as "third places." *Journal of Computer-Mediated Communication*, 11(4), 885–909. <https://doi.org/10.1111/j.1083-6101.2006.00300.x>
- Stewart, M., Barnfather, A., Magill-Evans, J., Ray, L., & Letourneau, N. (2011). Brief report: An online support intervention: Perceptions of adolescents with physical disabilities. *Journal of Adolescence (London, England.)*, 34(4), 795–800. <https://doi.org/10.1016/j.adolescence.2010.04.007>
- Streb, C. (o. D.). Für eine Wissensgeschichte sozialer Vernetzung im frühen 20. Jahrhundert. *Max Weber Stiftung*. <https://www.maxweberstiftung.de/themenportal/fuer-eine-wissensgeschichte-sozialer-vernetzung-im-fruehen-20-jahrhundert.html>

- Sullivan, F., Bowden, K., McKenzie, K., & Quayle, E. (2016). The Close Relationships of People with Intellectual Disabilities: A Qualitative Study. *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities*, 29(2), 172–184.
<https://doi.org/10.1111/jar.12168>
- Tan, T. H., & Idris, I. (2023). Assessing the significance of first place and online third places in supporting Malaysian seniors' well-being during the pandemic. *Humanities and Social Sciences Communications*, 10, Artikel 149.
<https://doi.org/10.1057/s41599-023-01655-5>
- The Audre Lorde Project. (o. J.). About Audre Lorde. <https://alp.org/about/audre>
- Thomas, C. (1999). *Female forms: Experiencing and understanding disability*. Open University Press.
- Tietje, O. (2025). Ethik in der qualitativen Forschung. In J. Gras & R. Schieferdecker (Hrsg.), *Einführung in qualitative Sozialforschung: Grundlagen für Studierende pädagogischer Studiengänge* (S. 256–269). Verlag Julius Klinkhardt.
<https://doi.org/10.35468/6188-17>
- Tipton, L. A., Christensen, L., & Blacher, J. (2013). Friendship quality in adolescents with and without an intellectual disability. *Journal of Applied Research in Intellectual Disabilities*, 26(6), 522–532. <https://doi.org/10.1111/jar.12051>
- Tomasello, M. (2014). The ultra-social animal. *European Journal of Social Psychology*, 44(3), 187–194. <https://doi.org/10.1002/ejsp.2015>
- Tragantzopoulou, P., & Giannouli, V. (2021). Social isolation and loneliness in old age: Exploring their role in mental and physical health. *Psychiatriki*, 32(1), 59-66.
<https://doi.org/10.22365/jpsych.2021.009>
- Trescher, H. (2016). Feldzugang bei kognitiver Beeinträchtigung. Am Beispiel der direkten Beforschung demenziell erkrankter Personen. In D. Katzenbach (Hrsg.): *Qualitative Forschungsmethoden in der Sonderpädagogik*. Kohlhammer.

- United Nations. (2006). *Convention on the Rights of Persons with Disabilities*.
<https://social.desa.un.org/issues/disability/crpd/article-1-purpose>
- UPIAS - Union of the Physically Impaired Against Segregation (1976). *Fundamental principles of disability*. <https://disability-studies.leeds.ac.uk/wp-content/uploads/sites/40/library/UPIAS-fundamental-principles.pdf>
- Verdonschot, M. M. L., Witte, L. P. de, Reichrath, E., Buntinx, W. H. E. & Curfs, L. M. G. (2009). Community participation of people with an intellectual disability: a review of empirical findings. *Journal of intellectual disability research: JIDR*, 53(4), 303–318. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2788.2008.01144.x>
- Verduyn, P., Ybarra, O., Résibois, M., Jonides, J., & Kross, E. (2017). *Do social network sites enhance or undermine subjective well-being? A critical review*. *Social Issues and Policy Review*, 11(1), 274–302.
<https://doi.org/10.1111/sipr.12033>
- Vereinte Nationen. (2006). *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen: Übereinkommen und Fakultativprotokoll*. Deutsches Institut für Menschenrechte. https://www.institut-fuer-menschenrechte.de/fileadmin/Redaktion/PDF/DB_Menschenrechtsschutz/CRPD/CRPD_Konvention_und_Fakultativprotokoll.pdf
- Waldschmidt, A. (2005). Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 29(1), 9-31.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-18770>
- Waldschmidt, A. (2023, 27. Juni). *Forschung zum Thema Behinderung. Überblick, aktuelle Debatten und Perspektiven*. Bundeszentrale für politische Bildung.
<https://www.bpb.de/themen/inklusion-teilhabe/behinderungen/522341/forschung-zum-thema-behinderung/>
- Wang, J., Lloyd-Evans, B., Giacco, D., Forsyth, R., Nebo, C., Mann, F., & Johnson, S. (2017). Social isolation in mental health: A conceptual and methodological review. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 52(12), 1451–1461.
<https://doi.org/10.1007/s00127-017-1446-1>

- Weiss R. S. (Ed.). (1973). *Loneliness: The experience of emotional and social isolation*. MIT Press.
- Williams, A. S., & Moore, S. M. (2011). Universal design of research: Inclusion of persons with disabilities in mainstream biomedical studies. *Science Translational Medicine*, 3(82). <https://doi.org/10.1126/scitranslmed.3002133>
- World Health Organization. (2001). *International classification of functioning, disability and health (ICF)*.
<https://www.who.int/standards/classifications/international-classification-of-functioning-disability-and-health>
- World Health Organization. (2024). *Global report on loneliness and social well-being*. World Health Organization.
<https://www.who.int/publications/i/item/978240112360>
- YWCA Spokane. (2023, 19. September). *Person-First vs. Identity-First-Sprache*.
https://ywcaspokane.org/de_de/2023-racial-justice-challenge-disability-and-language/
- Zapata, M. A. (2022). Group identity in blindness groups predicts life satisfaction and lower anxiety and depression. *Rehabilitation Psychology*, 67(1), 42–52.
<https://doi.org/10.1037/rep0000432>
- Zapfel, S., Zielinski, S., Schröttle, M., & Puhe, H. (2019). *Repräsentativität von Stichproben in sozialwissenschaftlichen Studien: Herausforderungen für die Erhebung von Daten zu Menschen mit Behinderungen*. Institut für empirische Sozialforschung (IFES). https://www.ifes.fau.de/files/2019/02/Discussionpaper-Stichproben_Zapfel-Zielinski-Schr%C3%B6ttle-Puhe.pdf

Anhang

Interviewanfrage

Hallo!

Mein Name ist Annalena.

Ich studiere Kommunikations-Wissenschaft an der Uni Wien.

Ich schreibe gerade meine Master-Arbeit.

Eine Master-Arbeit ist ein langer Text.

Es geht darin um ein bestimmtes Thema.

Dazu sucht man viele Informationen und spricht mit vielen Menschen.

Ich schreibe über „DuDa als digitaler Third Place gegen Einsamkeit für Menschen mit Behinderung?“

Dabei frage ich mich:

- Was ist das Besondere an DuDa?
- Ist DuDa so ähnlich, wie ein Treffpunkt im echten Leben?
- Hilft DuDa gegen Einsamkeit?

Deswegen möchte ich mit Teilnehmern von DuDa reden.

Bild der Autorin

Du Da



Die Antworten verwende ich in meiner Masterarbeit.

Ich verwende aber keine Namen.

Und auch sonst nichts,

woran man die Person erkennen kann.

Möchtest du mit mir über DuDa reden?

Möchtest du mit mir über Einsamkeit reden?

Dann kontaktiere mich bitte.

Du kannst mich anrufen oder mir eine SMS schreiben:

xxx

Du kannst mir auch eine E-Mail senden: [xxx](#)

Dann machen wir uns einen Ort

Und eine Zeit für das Gespräch aus.



Ich kann gerne dort hinkommen, wo du dich am wohlsten fühlst.

Oder wir sprechen über „Zoom“. Wie du magst.

Vielen Dank und

Liebe Grüße

Name Autorin

Interview-Leitfaden

Abschnitt A: Einleitung

	Theoriebezug	Fragen
Einleitung	- Selbstvorstellung - Aufklärung über Zweck der Befragung (Hutter & Hennik, 2020; Misoch, 2019) - Erläuterung der „Bedeutung der Betroffenenperspektive“ (Buchner, 2008) - Information über Verwendung der Daten bzw. Datenschutz - Einholen der Erlaubnis zum Aufzeichnen des Interviews (Hutter & Hennik, 2020; Misoch, 2019)	
Einleitende und eröffnende Fragen	- Lieferung von Hintergrundinformationen und Kontext über Befragte*n - Beginn des Beziehungsaufbaus - Erleichterung des Einstiegs in Interviewsituation und das Thema - Gestaltung einer angenehmen, vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre - Leicht zu beantwortende, erzählgenerierende Fragen (Hutter & Hennik, 2020; Misoch, 2019)	Wie bist du zu DuDa gekommen? Was machst du gerne bei DuDa? Wie oft bist du bei DuDa dabei? Wie sieht ein normaler Tag für dich aus? (Wie oft verlässt du das Haus, wie oft triffst du andere Menschen?)

Abschnitt B: Third Places

	Theoretisch abgeleitete Aspekte und Annahmen	Fragen
Zusammensetzung der Gruppe	Die Gruppe wird als überschaubar und angenehm groß wahrgenommen	Erzähl mir von den Menschen, die bei DuDa sind.
	Es gibt Stammgäste. Diese lassen ein Gruppen- und Gemeinschaftsgefühl entstehen.	Wie empfindest du die Gruppengröße?
	Es ist auch möglich, neuen Personen zu begegnen.	Erzähl mir von Menschen, die du bei DuDa immer wieder triffst. Was bedeutet dir das?
	Die Personen haben ähnliche Interessen	Hast du das Gefühl, du gehörst zu DuDa dazu? Warum? Wie ist es für dich, wenn unbekannte Personen dazu kommen? Über welche Themen redest du bei DuDa besonders gerne? Hast du das Gefühl, die anderen finden ähnliche Sachen cool, wie du?
Gefühle hinsichtlich der Kommunikation im Raum	Soziale Interaktionen werden als positiv und unterstützend wahrgenommen	Wie fühlst du dich während einer DuDa Stunde?
	Die Stimmung ist zwanglos, informell und ich kann so sein, wie ich bin	Wie ist die Stimmung meistens? Erzähl mir von einem lustigen Moment.
	Alle werden gleich behandelt	Erzähl mir von einer Situation, in der du Unterstützung durch die DuDa Runde bekommen hast oder ist das noch nicht vorgekommen?

		Gibt es etwas, das Dir bei DuDa leichter fällt, als in anderen Gruppen oder Orten? Was ist das? Was macht DuDa zu einem Ort, an dem du dich wohlfühlst?
Zugänglichkeit	Der Raum ist technisch einfach zu bedienen, auch für Personen die damit vielleicht Schwierigkeiten haben.	Beschreib mir, wie du in den DuDa-Raum reinkommst, von der Idee in eine Stunde zu gehen, bis zum ersten „Hallo“. Ist das spontan oder planst du deine Teilnahmen? Welche Erfahrungen hast Du mit der Technik gemacht? Was machst Du, wenn Du den Raum oder den Link suchst?
	Der Raum ist leicht und häufig auffindbar	

Abschnitt C: Kontakte und Beziehungen im Online-Raum DuDa

	Theoretisch abgeleitete Aspekte und Annahmen	Fragen
Entstehung und Pflege von (DuDa-)Kontakten	Soziale Netzwerke von MmB häufig beschränkt	Beschreib mir mal dein soziales Umfeld. Erzähl mir von einer Person, die du in den letzten Jahren kennengelernt hast und die du gerne magst. Welche Dinge machen es dir bei DuDa leichter, mit anderen in Kontakt zu kommen? Was macht es dir manchmal schwer?
	Gesellschaftliche & strukturelle Barrieren für MmB hinsichtlich Beziehungsaufbau	

		Hast du manchmal auch außerhalb von DuDa mit anderen Teilnehmenden Kontakt? Erzähl mir, wie das aussieht.
Hürden und Möglichkeiten im Kontext von Behinderung und Digitalität	Digital Divide: Teilhabe im Internet kann durch Zugangsbarrieren eingeschränkt sein	Wie leicht tust du dir mit dem Internet? Kommunizierst du auch über andere Wege mithilfe des Internets? Wie fühlt sich das verglichen mit den DuDa Stunden an? Hast du schon mal Vorschläge gemacht, wie dir DuDa noch besser gefallen würde? Erzähl mir, was du bei DuDa gelernt hast.
	Media Richness Theory: die Ermöglichung von Nähe und Vertrauen hängt auch vom Medium ab	
	Ko-Produktion wichtig für gelungenes Angebot	
	Verbindung mit Bildungsangebot macht Intervention erfolgreicher	
Erfahrungen mit Online-Kommunikation	Kontakte können oberflächlich bleiben	Wenn du an Kommunikation im Internet denkst, was hast du für Erfahrungen damit? Welche Bedeutung haben Freundschaften oder Gespräche bei DuDa für dich? Gibt es etwas, das dir bei DuDa leichter fällt als im „echten Leben“? Gab es auch Momente, wo dir die Online-Kommunikation schwer fiel? Was war da los?
	Online-Kommunikation kann MmB Kontrolle geben	
	Stigmatisierung	

Abschnitt D: Netzwerke und Einsamkeit

	Theoretisch abgeleitete Aspekte und Annahmen	Fragen
Dimensionen von Einsamkeit	Wertigkeit/ Tiefe der Freundschaften beeinflusst Einsamkeitserleben	Was bedeutet dir die Gemeinschaft bei DuDa? Wann hattest du bei DuDa das Gefühl: ‚Ich gehöre hier richtig dazu‘? Kannst du beschreiben, was dir an den regelmäßigen Treffen wichtig ist? Wie ist es für dich, wenn du in DuDa Runden nicht so viele Menschen kennst?
	Gefühl der Eingebundenheit	
	Weak Ties können Einsamkeitserleben beeinflussen	
Individuelle Erfahrungen mit Einsamkeit	Differenz zwischen gewünschten und tatsächlichen Kontakten	Erzähl mal: Wann hast du dich in deinem Leben einsam gefühlt? Hättest du gern mehr Freunde oder enge Vertraute? Gibt es Menschen in deinem Leben, die dich wirklich gut kennen und verstehen? Wie ist es für dich, wenn du bei DuDa bist – fühlst du dich da anders? Kannst du eine Situation beschreiben, in der dir DuDa geholfen hat, dich weniger allein zu fühlen?
	Wertigkeit der Kontakte, ausgedrückt durch Vertrauen und Nähe	
Einsamkeit und MmB	Einsamkeit stark und weit verbreitet unter MmB	Wie sind deine Kontakte bei DuDa im Vergleich zu Menschen, die du außerhalb triffst?
	Netzwerke klein, oft institutionell begrenzt	

	Zyklische Beziehung Einsamkeit – Behinderung	Was hast du mit den Menschen um dich herum gemeinsam? Meinst du, deine Behinderung hat etwas damit zu tun, ob du dich einsam fühlst oder nicht? Wie? Mit was für Menschen würdest du gern mehr Kontakt haben? Halten diese Kontakte schon länger an oder wechseln deine Bezugspersonen bei DuDa häufig?
--	---	---

Kodierregeln

Kategorie/ Code	Definition	Kodierregel	Ankerzitat	
				deduktiv
				induktiv
Bedeutung von DuDa für das Einsamkeitserleben				
Struktur im Alltag durch DuDa	Erfasst Aussagen, aus denen hervorgeht, dass DuDa zeitliche oder organisatorische Struktur im Alltag der Teilnehmenden bietet.	Kodiert wird, wenn DuDa als strukturgebende Beschäftigung im Tages- oder Wochenablauf beschrieben wird, ebenso wie Hinweise auf Routinen oder Regelmäßigkeit hinsichtlich der DuDa-Nutzung.	I3, Pos. 121: „Also der Tagesrhythmus wäre halt wahrscheinlich wieder durcheinander. Durcheinanderer. Weil so ist doch, aha, um 10 ist DuDa, bis dorthin muss das und das und das erledigt sein.“	
Emotionale Entlastung durch DuDa	Erfasst Aussagen, in denen beschrieben wird, dass die Teilnahme an DuDa emotional entlastend wirkt. Das umfasst das Erleben eines erleichterten, entspannteren oder generell positiveren Gemütszustand als vor der Teilnahme.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen schildern, dass sie sich nach oder während DuDa besser fühlen, Stress abbauen können oder emotionale Last geteilt wird.	I3, Pos. 46: „Dann gibt es Stunden, wo wir es sehr lustig haben, wo es erleichternd ist. Wo man einfach dann merkt, da fällt was ab.“	

Art und Tiefe der Beziehungen im DuDa Raum	Erfasst Aussagen, die den Charakter der zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb des DuDa Raumes beschreiben.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen ihre Beziehung oder die Beziehungsgestaltung zu einzelnen anderen Personen im DuDa Raum beschreiben, bewerten, abgrenzen oder Beziehungen zwischen anderen Personen beobachten und beschreiben.	I2, Pos. 53: „Eine richtige Freundschaft ist es ja nicht, finde ich. Es fehlt einfach der persönliche Austausch. Ich freue mich halt immer, wenn ich die ganzen Leute sehe.“
Zugehörigkeit und Gemeinschaft DuDa	Erfasst Aussagen, die das Erleben der Eingebundenheit in ein soziales Gefüge, Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder den damit verbundenen Emotionen beschreiben.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen ihre Zugehörigkeit zur DuDa-Gemeinschaft beschreiben, Metaphern wie "zweites Zuhause" verwenden oder Bezüge zu einer ihnen bekannten, wiederkehrenden und als stabil erlebten Personengruppe herstellen.	I2, Pos. 15: „Das ist so...das ist schon etwas Festes in meinem Leben jetzt. Das habe ich schon in mein Leben integriert. Ich kann es mir ohne DuDa nicht mehr vorstellen, weil das einfach Leute sind, wo man sich immer freut, wenn man sie sieht. Ahhh, hallo, grüß dich. Es ist immer ein Willkommen und ein, wie soll ich sagen, so bisschen nach Hause gehen. Ja, so wie Familie, wie eine Familie, die ich nicht hatte, so ein bisschen. "
Weitere Wirkungen von DuDa			
	Erfasst Aussagen, die nicht in die anderen Kategorien passen, aber beschreiben, was DuDa für seine Nutzer*innen bewirkt.	Kodiert werden Aussagen, in denen DuDa als psychisch, emotional oder sozial unterstützend beschrieben wird, ohne dass der Schwerpunkt eindeutig auf Einsamkeit, Beziehungsgestaltung oder Third-Place-Merkmalen liegt.	I4, Pos. 38: „Ich bin aufgerufen, mich ein bisschen zu konzentrieren, was für mich sicher auch gut ist. Die Aufmerksamkeit schulen und das alles.“

Einsamkeitserleben allgemein			
Soziales Netzwerk	Erfasst Aussagen, die den Umfang oder die Zusammensetzung des bestehenden sozialen Umfelds beschreiben.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen über ihren Freundes- und Bekanntenkreis, ihre Familie, professionelle Bezugspersonen oder das Fehlen derselben sprechen.	I3, Pos. 82: „Also so sind halt die Lebensstrukturen bei mir, sozusagen Also da war davor fast nichts da, währenddessen sowieso nicht. Also was da oft andere erzählen, dass sie dort und dort und dorthin fahren und die und die und die treffen.“
Individuelle Erfahrungen mit Einsamkeit	Erfasst Aussagen, die subjektive Beschreibung von Einsamkeit, Alleinsein oder der als negativ bewerteten Diskrepanz zwischen gewünschten und tatsächlichen sozialen Beziehungen beschreiben.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen ihr persönliches Einsamkeitserleben schildern, Erklärungen dafür liefern oder ihre damit verbundenen Emotionen teilen, unabhängig von DuDa.	I2, Pos. 94: „Ja, schon. Eigentlich immer. Eigentlich immer, weil aufgrund meiner körperlichen Probleme dann vielleicht auch einmal psychische Probleme vorherrschen. Und dann wird es komisch. Dann ist es schwierig, mit einer Gruppe mitzuhalten ist für mich ein Riesenproblem, weil ich halt körperlich ziemlich eingeschränkt bin, man das von außen wenig sieht, beziehungsweise gar nicht teilweise.“
Wünsche und Bedürfnisse hinsichtlich des sozialen Netzwerks	Erfasst Aussagen, die unerfüllte Wünsche der Interviewteilnehmer*innen in Bezug auf die Qualität oder Quantität der persönlichen Beziehungen, die Eingebundenheit in ein soziales Gefüge oder die Gesellschaft im Allgemeinen beschreiben.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen über nicht erfüllte Bedürfnisse oder Wünsche sprechen, die sie in Bezug auf ihre Beziehungen, ihr soziales Netzwerk oder die generelle Eingebundenheit in die Gesellschaft haben.	I7, Pos. 197: „Dass die ein Auto haben. Dass man die Getränke ins Auto tut. Nach Hause führen. Oder dass man... Dass man da auf die Berge rauffahren kann und spazieren gehen.“

Nutzung des DuDa Raumes			
Selbstbestimmung Teilhabe	Erfasst Aussagen, die ein betont individuelles oder selbstbestimmtes Nutzungsverhalten von DuDa schildern.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen ansprechen, dass sie ihre Teilnahme nach ihren eigenen Vorlieben gestalten können oder dass diese freiwillig oder anderweitig flexibel ist.	I4, Pos. 46: „Ja, dass es ist nicht vorgegeben ist, wann man wie reden muss oder so. Man kann sich einbringen, wenn man möchte. Wenn nicht, kann man sich auch zurücknehmen. Man hat nicht den Drang oder den Zwang, reden zu müssen unbedingt auf Teufel komm raus irgendwie.“
Bedingungen für Interaktion	Erfasst Aussagen, die erschwerende oder erleichternde Faktoren für die Kommunikation im DuDa Raum aufzeigen, wie beispielsweise Regeln, Moderation oder Technik.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen Rahmenbedingungen benennen, unter denen die Kommunikation als gelungen oder problematisch eingeordnet wird.	I7, Pos. 51: „Wenn ich jetzt zum Beispiel was reden will, redet immer der andere gleich rein. [...] bitte rede nicht, sondern lass den Anderen aussprechen.“
Nutzungshäufigkeit	Erfasst Aussagen, die darlegen, wie oft oder regelmäßig der DuDa Raum genutzt wird.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen ihre Teilnahmehäufigkeit, -dauer oder Regelmäßigkeit beschreiben.	I3, Pos. 20: „Es ist so, dass, also wenn irgendwelche Termine reinfallen, dann nicht, und sonst bin ich eigentlich so ziemlich immer dabei, bis auf Sport. Das interessiert mich einfach nicht.“
Wünsche im Nutzungskontext	Erfasst Aussagen, die Wünsche oder wünschenswerte Vorstellungen hinsichtlich der Ausgestaltung oder Veränderung von DuDa formulieren.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen konkrete Wünsche oder Anliegen, Verbesserungsvorschläge oder Idealzustände hinsichtlich des DuDa Raumes äußern.	I9, Pos. 105: "Persönlich treffen. Und zum Beispiel am Abend mehr andere Programme machen, zum Beispiel lernen."
Grenzen des Raumes	Erfasst Aussagen, die Aspekte aufzeigen in denen DuDa als nicht ausreichend oder begrenzt erlebt wird, technischer oder sozialer Natur.	Kodiert wird, wenn Interviewteilnehmer*innen klar benennen, was DuDa nicht leisten kann oder wo Grenzen wahrgenommen werden.	I8, Pos. 163: "Das Reale ist halt das Reale. Das ist nicht schlecht, aber... warte mal, ich muss noch etwas sagen. Über Internet ist es gut, ja. Aber so wäre es noch besser. Aber nicht einmal in der Woche, sondern vielleicht alle sechs Monate einmal. Es wäre einfach besser."